

ZEITSCHRIFT des Vereins für Volkskunde.

Begründet von Karl Weinhold.

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben

von

Johannes Bolte.

18. Jahrgang.



Heft 3. 1908.

(Enthält zugleich Mitteilungen des Vereins der Königlichen Sammlung
für deutsche Volkskunde zu Berlin.)

Mit 46 Abbildungen im Text.

BERLIN.

BEHREND & C^o.

(vormals A. Asher & Co. Verlag)

1908.

Die Zeitschrift erscheint 4 mal jährlich.

Inhalt.

	Seite
Bericht über die Neuauftellung der Königlichen Sammlung für deutsche Volkskunde in Berlin, Klosterstrasse 36, im Jahre 1907. Von Karl Brunner. Mit 22 Abbildungen.	241—263
Die Schwarzwälder Sammlung des Herrn Oskar Spiegelhalter auf der Villingener Ausstellung 1907. Von Franz Weinitz. Mit zwei Abbildungen.	263—267
Die Glasindustrie auf dem Schwarzwald. Von Oskar Spiegelhalter. Mit sieben Abbildungen	267—277
Kopfziegel, ein Giebelschmuck aus Oberbaden. Von Hugo von Preen. Mit vier Abbildungen	277—279
Spatzenhafen aus Müllheim in Baden. Von Hugo von Preen. Mit zwei Abbildungen	280
Dunkelfarbige Marienbilder. Von Hermann Sökeland. Mit neun Abbildungen	281—295

Kleine Mitteilungen:

Handwerksburschengeographie, ein niederösterreichisches Lied des 18. Jahrh. Von J. Kelemina. S. 296. — Ein Lobspruch auf die deutschen Städte aus dem 15. Jahrh. Von J. Bolte. S. 300. — Nochmals die Sage vom unbewusst überschrittenen See (oben S. 91). Von P. Beck und J. Bolte. S. 305. — Eine Methode zur lexikalischen Anordnung von Ländlern. Von R. Zoder. S. 307. — Tiere übernehmen menschliche Krankheiten. Von R. Andree. S. 311. — Erlöschen der Altarkerzen. Von R. Andree. S. 311. — Traumdeutungen aus Hessen und Beobachtung der Zugvögel. Von A. Kobligk. S. 312.

Berichte und Bücheranzeigen:

Neuere Arbeiten zur slawischen Volkskunde, 2. Südslawisch. 3. Russisch. Von G. Polivka. S. 313. — Eccardus, Geschichte des niederen Volkes in Deutschland (M. Krammer) S. 332. — E. Friedli, Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums 2: Grindelwald (O. Ebermann) S. 334. — A. Gebhardt, Grammatik der Nürnberger Mundart (S. Feist) S. 335. — J. Leithäuser, Volkskundliches aus dem Bergischen Lande 1: Tiernamen im Volksmunde (R. M. Meyer) S. 336. — E. Stucken, Astralmythen der Hebräer, Babylonier und Ägypter 5: Mose (R. M. Meyer) S. 337. — O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte 2 (F. Hartmann) S. 338. — E. Consentius, Alt-Berlin. Anno 1740 (H. Michel) S. 340. — M. Höfler, Die volksmedizinische Organotherapie und ihr Verhältnis zum Kultopfer (P. Bartels) S. 341. — C. B. Randolph, The Mandragora of the ancients in folk-lore and medicine (A. Hartmann) S. 343. — W. Lüpkes, Ostfriesische Volkskunde (J. Bolte) S. 344. — A. Ive, Canti popolari velletrani (J. Bolte) S. 344. — F. Ohrt, Kalevala (A. Heusler) S. 345.

Notizen:

Adrian, Brandstetter, Bugge, Clemenz, Dingelstedt, Grothe, Hilka, Jacob, Knoop, Kück, v. d. Leyen, Liliental, Löwinger, R. Meyer, Nyrop, Olsen, Otto. S. 347—349.

Aus den Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde

(K. Brunner) 349—352

Beiträge für die Zeitschrift, bei denen um deutliche Schrift auf Quartblättern mit Rand gebeten wird, Mitteilungen im Interesse des Vereins, Kreuzbandsendungen. beliebe man an die Adresse des Herausgebers, Prof. Dr. Johannes Bolte, Berlin SO. 26, Elisabethufer 37, zu richten.

Bücher zur Besprechung in der Zeitschrift wolle man an die Verlags-Buchhandlung Behrend & Co. (vormals A. Asher & Co.), Berlin W. 64, Unter den Linden 16, senden.

Beitrittserklärungen zum Verein nehmen der 1. und 2. Vorsitzende Prof. Dr. Max Roediger, Berlin W. 62, Bayreutherstr. 43, und Prof. Dr. Johannes Bolte, sowie der Schatzmeister Bankier Hugo Ascher, Berlin N. 24, Monbijouplatz 1, entgegen.

Der Jahresbeitrag, wofür die Zeitschrift an die Mitglieder gratis und franko geliefert wird, beträgt 12 Mk. und ist bis zum 15. Januar an den Schatzmeister zu zahlen. Nach diesem Termine wird er von den Berliner Mitgliedern durch die Paketfahrtgesellschaft eingezogen werden.

Bericht über die Neuaufstellung der Königlichen Sammlung für deutsche Volkskunde in Berlin, Klosterstrasse 36, im Jahre 1907.¹⁾

Von Karl Brunner.

Der hier erstattete Bericht soll in erster Linie Rechenschaft ablegen über die durch den Umbau und die Erweiterung der Museumsräume veranlasste Neuaufstellung der Sammlungen in bezug auf Plan und Umfang, sodann aber auch eine Ergänzung des 'Führers durch die Sammlung für deutsche Volkskunde' (Berlin 1908) sein, insofern als wichtige grössere Bestände, die aus Raumangel nicht zur Aufstellung gelangen konnten, hier grundlegend besprochen werden, um für die künftige Ergänzung der Sammlung mit in Betracht gezogen werden zu können.

Der Grundgedanke für die neue Aufstellung war, erstens ein den Sitten der verschiedenen deutschen Stämme folgendes Bild ihrer Eigenart in Tracht, Wohnweise, Haus- und Wirtschaftsgeräten zu geben; zweitens ohne Auflösung dieser Sonderbilder Gemeinsames in vergleichenden Sammlungen zur Anschauung zu bringen.

Dieser Aufstellungsplan hatte ausserdem den Vorzug, dass er sich den gegebenen räumlichen Verhältnissen des Museumsgebäudes am besten einfügte, indem der Mangel an grösseren saalartigen Räumen und das Vorwiegen kleinerer Gemächer eine übersichtliche Fachaufstellung, etwa nach den Abteilungen des Sachkatalogs, erschwert hätte, dagegen eine landschaftlich und völkisch abgegrenzte Anordnung mehr begünstigte. Im Hinblick auf einen hoffentlich in nicht allzuferner Zukunft zu erwartenden Neubau für unser Museum darf aber wohl schon hier darauf hingewiesen werden, dass grössere Räume den kleinen immerhin vorzuziehen sein würden, da sie für die Aufstellung nach jedem Plane mehr Bewegungsfreiheit gewähren und bei etwa notwendigen späteren Veränderungen, z. B.

1) Die folgenden sechs Aufsätze erscheinen gleichzeitig in den 'Mitteilungen des Vereins der k. Sammlung für deutsche Volkskunde zu Berlin', Bd. 3, S. 11—65.

infolge von unerwarteten Einschüben, nicht so unüberwindliche Schwierigkeiten verursachen können wie kleinere, auf bestimmte Zwecke zugeschnittene Räume. Auch für die Auflösung des Materiales in vergleichende Reihen sind grosse Räume bei weitem den kleinen vorzuziehen, welche nur in seltenen Fällen dem Bedürfnis zu genügen pflegen und oft zu Einschränkungen zwingen, welche nicht im Interesse einer planmässigen Aufstellung liegen.

Eine nach Volksstämmen gruppierte Museumsaufstellung erscheint überhaupt für eine Sammlung wie die unsere am besten geeignet; zu erwägen wäre nur noch, ob eine zeitliche Unterscheidung innerhalb dieser einzelnen Gruppen stattfinden kann. Diese Frage muss im allgemeinen verneint werden. Nur in ganz vereinzelt Fällen lassen sich mit dem Museumsbestande zeitliche Entwicklungen nachweisen. Im grossen und ganzen konnte es immer nur das Ziel der Museumsgründer und -Verwalter sein, zu retten, was noch an eigenartigem Kulturbesitz einer unaufhaltsam schwindenden verkehrsarmen und auf Hausgewerbtätigkeit zu eigenem Bedarf gerichteten Epoche unseres Volkes erhalten war. War es schon schwer, diese vor dem Ansturm der Fabrikwaren in die äussersten Winkel gedrängten und missachteten Erzeugnisse tüchtiger Arbeit des Hauses zu bergen, so erschien es fast unmöglich, ihre Geschichte an noch vorhandenen Vorgängern zu verfolgen, und es bleibt im wesentlichen der literarischen Arbeit vorbehalten, eine Geschichte der deutschen Hausaltümer zu geben.

Was das Museum bieten kann, ist ein Bild ländlicher Tracht und vorwiegend bäuerlicher Haus- und Wirtschaftsgeräte des 19. Jahrhunderts, mit mannigfachen Resten aus früheren Jahrhunderten durchsetzt. Hieraus ergibt sich nunmehr die Abgrenzung der Sammlung nach der geschichtlichen Seite. Sie bildet gewissermassen den Ausklang der vor- und frühgeschichtlichen Entwicklung der deutschen Volksstämme. Vorgeschichte, Geschichte, Volkskunde sind die drei Elemente für die Kenntnis eines Volkes. Auf der anderen Seite wäre die Abgrenzung unserer Sammlung gegenüber den Kunstgewerbemuseen zu suchen. Bei diesen gibt der Kunstwert des Gegenstandes den Ausschlag, der bei einer volkskundlichen Sammlung weniger ins Gewicht fällt und durch den Massstab des Charakteristischen ersetzt wird.

Von der höchsten Wichtigkeit ist der Schutz der Sammlungen gegen Schädlinge aller Art, gegen die Zerstörung der Farben durch das Licht und den Staub. Die besonders in Frage kommenden Schädlinge sind Motte und Bohrwurm. Gegen erstere werden in unserer Sammlung, der es an luftdicht verschliessbaren Schränken durchaus fehlt, besonders häufige Besichtigungen und mechanische Reinigung neben Insektenpulver, Naphtalin und Kienöl angewendet. Für besonders schwierige Fälle sind

Einrichtungen getroffen, um in einem eigenartig konstruierten Kasten durch Schwefelkohlenstoff schädliche Lebewesen zu zerstören. Dieselbe Einrichtung, über die bisher aber noch keine Erfahrungen vorliegen, kann auch gegen den Holzbohrwurm benutzt werden. Soweit die bisherigen Beobachtungen ein Urteil erlauben, ist Petroleum ein treffliches Mittel zum Schutz von Holz gegen den Bohrwurm. Es sind daher grosse Bottiche mit Zinkeinlagen beschafft worden, in welchen solche gefährdeten Stücke, soweit sie nicht bemalt sind, durch längeres Eintauchen völlig durchtränkt werden. Bei bemalten Gegenständen, die zu umfangreich sind, um in dem für Behandlung mit Schwefelkohlenstoff hergerichteten Kasten Platz zu finden, muss man sich mit möglichst oft wiederholten Tränkungen der unbemalten Seite und Einspritzung von Petroleum in die Bohrlöcher begnügen. Bei ständiger Beobachtung und genauer Ausführung dieser Schutzmassregeln wird einer Weiterverbreitung des Schädlings vorgebeugt werden können. Für Balken und Bretter, die keine Schauseite haben, wird eine Tränkung mit Karbolineum zum Schutze gegen Bohrwurm angewendet. Gebäcke werden mit Sublimat vergiftet. Es ist selbstverständlich, dass alle diese leider sehr feuergefährlichen Stoffe unter Anwendung aller Vorsichtsmassregeln in abgesonderten gewölbten Kellerräumen bewahrt und benutzt werden. Für Fernhaltung aller Möglichkeiten der Entflammung und reichliche Lüftung in den Sammlungsräumen wird beständig Sorge getragen. Zum Schutze gegen die Ausbleichung der Farben durch das Licht sind die den Sonnenstrahlen zugänglichen Fenster mit Vorhängen versehen, ausserdem werden die einzelnen Schränke nach Schluss der Besichtigungszeiten besonders verhängt.

Es ist hier auch am Platze zu erörtern, ob und inwieweit eine freie Aufstellung von Trachtenfiguren geboten und ratsam ist. Die bisherigen Erfahrungen an solchen ohne Glasschutz freistehenden Figuren sind wenig ermutigend. Sie haben durch Staub und Motten viel mehr gelitten als die in den leider gleichfalls nicht staubdichten Glasschränken aufbewahrten. Zudem müssen sie wegen der Reinigung viel häufiger berührt werden; durch Aus- und Ankleiden werden unvermeidlich kleine Beschädigungen der oft sehr mürben Stoffe herbeigeführt; kurzum, es ist dringend geboten, diese freie Aufstellung auf das geringste Mass zurückzuführen. Vor allem ist es ratsam, höchstens solche Trachten für diese freie Aufstellung zu verwenden, welche aus den vorhandenen Beständen zu ergänzen sind oder, noch besser, sie zu diesem Zwecke zu kopieren.

Ausserdem wäre für eine Freiaufstellung von Trachtenfiguren der Gesichtspunkt der volkstümlichen Szene festzuhalten, d. h. nur solche Gruppen sollten frei aufgestellt werden, die zu umfangreich für die vorhandenen Schauschränke sind, indem sie einen Vorgang von volkstümlicher Eigenart darstellen, bei welchem eine grössere Zahl von Personen mitzuwirken pflegen. In die Reihe solcher Darstellungen würden festliche

Aufzüge, die meist auf uraltem Herkommen fussen, Spinnengesellschaften, Hochzeitseinladungen u. dgl. gehören, welche bei ausreichendem Raume eines nachhaltigen Eindrucks auf den Beschauer sicher wären.

Die Frage nach der besten Art der Darstellung von Volkstrachten im Museum dürfte bei dieser Gelegenheit wohl auch erörtert werden, wenn diese Frage in gewissem Sinne vielleicht auch als Nebensache gelten könnte. Da es die Absicht des Museums ist, dem Beschauer ein Bild der Volkstracht zu geben, so könnte darauf verzichtet werden die Figur des Trägers zugleich darzustellen, vor allem aber auf eine Darstellung seines Kopfes. Da aber gerade der Kopf zur Darstellung der Haartracht, des Kopfschmuckes, wie Haarkämme, Haarspangen, Ohringe u. dgl. sowie vor allem der Kopfbedeckung, die ja oft das charakteristischste an der Volkstracht ist, ganz unentbehrlich erscheint, so wird man auf die Darstellung der ganzen Figur nicht verzichten können. Das Museum besitzt zu diesem Zwecke eine grössere Anzahl von Figurinen mit Wachsköpfen und eine kleinere Zahl von holzgeschnitzten süddeutschen Figuren. Die Köpfe der ersteren sind wohl im allgemeinen als bäuerliche Typen gedacht, zeigen aber doch im einzelnen keine Ausprägung bestimmter charakteristischer Volksstämme. Etwas besser wirken die holzgeschnitzten Köpfe Tiroler und oberbayerischer Bauern, und man könnte sich vorläufig mit diesem, wenigstens künstlerisch erfreulichen, Behelfe begnügen, obwohl das Holz bei der Austrocknung der Luft durch die Zentralheizung hier und da Risse erhält. Aber es ist notwendig, das Ziel höher zu stecken, wie es ja auch durch die Namensänderung des Museums für deutsche Volkstrachten usw. in ein Museum für deutsche Volkskunde vorgezeichnet ist. Zur Darstellung der deutschen Stämme in ihrer äusseren Erscheinung ist die anthropologische Feststellung ihres derzeitigen körperlichen Habitus unumgänglich notwendig. Abgüsse von einer Anzahl der dem jeweiligen Typus am besten entsprechenden Individuen beiderlei Geschlechtes und verschiedenen Alters wären von Lebenden leicht zu erlangen und nach der Natur zu kolorieren, und auf dieser Grundlage wären die Figurinen des Museums für deutsche Volkskunde auszustatten. Ein Anfang zu solcher wissenschaftlich-methodischen Behandlung dieser nicht unwichtig erscheinenden Angelegenheit ist im städtischen Museum in Braunschweig bereits gemacht.

Auf künstliche Beleuchtung, welche zeit- und stellenweise, besonders in den Stubeneinrichtungen, sehr erwünscht gewesen wäre, musste leider verzichtet werden.

Völlig von jeder Verbesserung musste auch die auf dem Hofe befindliche Baracke ausgeschlossen bleiben. Sie enthält die wertvolle 'Hinde-loopier Kamer' und eine Lüneburger getäfelte Stube mit schöner Kredenz neben einem gotischen und einem Hamburger Ofen und anderem. Nur einige ausländische Vergleichssammlungen konnten hier gleich am Ein-

gange zur Darstellung gebracht werden. Mit Rücksicht darauf, dass auch die Generalverwaltung die derzeitigen Unterkunftsräume der Sammlungen für provisorisch und unzureichend erachtet, wurde von dem Anschluss des Hofgebäudes an die Zentralheizung Abstand genommen.

Zu diesem Mangel gesellt sich ein zweiter, der bei Gelegenheit der Neuauftellung wieder besonders schmerzlich empfunden wurde, das ist das Fehlen näherer Angaben über die Herkunft und den ursprünglichen Zusammenhang der Gegenstände, welche durch die Bezeichnung „Chicago-Sammlung“ umschrieben sind. Diese umfangreiche, zur Weltausstellung in Chicago im Jahre 1893 privatim zusammengebrachte und unter der Bezeichnung 'Deutsch-ethnographische Ausstellung' zur Anschauung gelangte Sammlung umfasst sowohl eine grosse Anzahl von Einzelstücken, deren Herkunft ungewiss oder völlig unbekannt ist, als auch besonders eine Reihe aus stilistischen oder anderen Gründen offenbar zusammengehöriger Dinge, wie Bestandteile einer gotischen, vermutlich Tiroler Stube, Tafelungen eines schweizerischen Wohnraumes nebst Möbeln und Kacheln eines prächtigen bemalten Winterthurer Fayenceofens usw.; aber trotz aller Bemühungen ist es nicht gelungen, ein Verzeichnis aller dieser Dinge mit genauen Angaben über Ursprung, ehemalige Bestimmung und Anordnung zu erhalten, nicht einmal zerstreute Notizen darüber sind vorhanden, ebensowenig wie ein gedruckter Führer für jene Weltausstellung mit eingehenderer Beschreibung dieser doch so interessanten deutschen Abteilung bekannt geworden ist. Es wird sich weiter unten, bei Besprechung der einzelnen Neuauftellungen, Gelegenheit bieten, hierauf näher einzugehen und die wahrscheinlich zusammengehörigen Teile jener Sammlung und ihre Anordnung zu erörtern.

Auch nicht aufgestellte Sammlungsstücke grösseren Umfanges sollen bei dieser Gelegenheit mit erwähnt werden. Hier dürfte es auch angebracht sein, die leitenden Gesichtspunkte für die Aufstellung volkstümlicher Wohn- und Wirtschaftsräume in der Sammlung für deutsche Volkskunde darzulegen. Während es wohl möglich ist die verschiedenen deutschen volkstümlichen Haustypen in Ermanglung von Originalbauten durch Modelle in verkleinertem Massstabe darzustellen, wie es ja in unserer Sammlung in umfangreicher Weise geschieht, kann man Modelle von Wohn- und Wirtschaftsräumen kaum in dieser Weise vorführen, ohne den unerwünschten Eindruck von Puppenstuben zu erzielen.

Gute farbige Abbildungen der vielfach ausserordentlich charakteristisch anmutenden Räume dem Museumsbesucher vorzuführen, in Verbindung mit zugehörigen Original-Einrichtungsstücken, Volkstrachten u. dgl., ist gewiss ein annehmbarer Weg zur Veranschaulichung der Lebens- und Wohnweise eines Volkes und ist auch der blossen Zusammenstellung von Möbeln und Kleingerät in Museumsschränken vorzuziehen. Aber der beste Rahmen für diese Gegenstände wird immer der mit möglichster Echtheit

und in möglichst weitem Umfange wiederhergestellte Originalraum sein, in dem wir dieselben oder gleichartige Möbel, Geräte und Trachten zu sehen erwarten können. Das nord- und mitteleuropäische Klima zwingt die Menschen für bedeutende Bruchteile des Jahres unter das bergende Dach, an den geschützten Herd; darum können diese Räume wohl die ihnen in der Literatur und der Museumsdarstellung gewidmete Berücksichtigung beanspruchen, zumal wenn sie, wie z. B. im friesischen, nieder- und ober-sächsischen, bajuvarischen und alemannischen Gebiete, so auffallend eigenartige Züge der Volkskunst aufweisen. Wenn man nunmehr geneigt ist, die Berechtigung solcher Museumsstuben zuzugestehen, wird man auch nicht umhin können zuzugeben, dass es zur Vervollständigung des darzustellenden Raumes nötig sein kann, hier oder da Fehlendes zu ergänzen, natürlich auch im Sinne des dargestellten Volksstammes und seiner Eigenart entsprechend. Dass solche Ergänzungen den Originalteilen nicht Schaden bringen dürfen und auch nicht verheimlicht werden sollten, ist selbstverständliche Forderung. Die Museumsleitung hat es sogar früher und jetzt für richtig gehalten, zur Darstellung typischer Wohnweise Räume aus neuen Materialien im Charakter der Gegend oder des Volksstammes zu schaffen und sie dann mit originalen Geräten auszustatten. Die Berechtigung dieser Auffassung ergibt sich aus den vorhergehenden Ausführungen. Beispiele solcher Aufstellung sind die Spreewaldstube und die Elsässerstube aus der älteren Museumsperiode, sowie die Einrichtung einer „Stubn“, „Kuchl“ und „Speis“ in der Art der typischen entsprechenden Einrichtungen in Bauernhäusern des Innviertels in Oberösterreich bei Gelegenheit der hier zu besprechenden Neuaufstellung.

Die durch den Umbau der Museumsräume geschaffene Möglichkeit eines ununterbrochenen Rundganges durch das Erdgeschoss wurde bei der Aufstellung in der Weise nutzbar gemacht, dass der vom Eingange rechts liegende Flügel den Sammlungen aus Ost- und Westpreussen, Posen, Schlesien, Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, den freien Hansestädten, Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Westfalen, Lippe, Rheinprovinz, Hessen, Königreich und Provinz Sachsen, Thüringen und der Mark Brandenburg, im wesentlichen also Nord- und Mitteldeutschland, eingeräumt wurde. Die Raum- und Lichtverhältnisse machten es hier notwendig, einen in der Mitte zwischen beiden Flügeln des Hauses liegenden kleinen Saal zur Aufstellung zweier Stuben zu benutzen, die nun im Widerspruch zur sonst festgehaltenen geographischen Angrenzung unvermittelt nebeneinander stehen, nämlich die Spreewaldstube und die elsässische Bauernstube. Um nun die zugehörigen Sammlungen aus Brandenburg und der Oberlausitz nicht von der Spreewaldstube trennen zu müssen, ergab sich die Notwendigkeit, die oben angegebene Reihenfolge

der Sammlungen im rechten Gebäudeflügel zu wählen, wobei ebenfalls aus Mangel an Raum die eigentlich, wenigstens teilweise ins süddeutsche Gebiet gehörigen hessischen Sammlungen mit in diesen Kreis hineingezogen wurden.

Alle übrigen Sammlungen aus süddeutschen und angrenzenden deutschsprachlichen Gebieten, ausserhalb des Deutschen Reiches, wurden im linken Gebäudeflügel untergebracht. Den Beschluss bilden dann im grössten Saale des Museums die vergleichenden Sammlungen.

Für wechselnde Ausstellungen war bei dem auch jetzt noch sehr fühlbaren Platzmangel kein besonderer Raum verfügbar, ebensowenig leider auch für übersichtlich zu ordnende Magazine. Zu letzterem Zwecke kann allenfalls ein Kellergemach von unbedeutender Grösse benutzt werden, doch dürfte es sich bald als zu klein erweisen. Ausserdem werden die über den Bauernstuben befindlichen Räume, sogenannte Hängeboden, als Magazine benutzt.

Im ganzen beträgt die für Ausstellung benutzbare Grundfläche im Museum jetzt rund 800 *qm* gegen 544 *qm* vor dem erweiternden Umbau. Um einen Begriff von der Unzulänglichkeit dieses Raumes zu geben, sei die folgende Berechnung gestattet:

Die Sammlung besitzt unter vielem anderen allein etwa 300 Volkstrachten, unter denen sich nicht viele Dubletten befinden, und die noch sehr vieler Ergänzungen bedürfen. Um sie genügend von zwei Seiten betrachten zu können, würde ihre Aufstellung etwa 2 *qm* Grundfläche für jede Tracht erfordern, zusammen also 600 *qm*. Es blieben also nur 200 *qm* Grundfläche für alle übrigen Sammlungen übrig. Die jetzt aufgestellten sechs Stuben, deren Zahl sich aus den vorhandenen Beständen aber mit einigen Ergänzungen leicht um vier vermehren liesse, erfordern einen Flächenraum von etwa 180 *qm*, so dass für die vielen Einzelmöbel, Modelle, Geschirre usw. nur etwa 20 *qm* verfügbar bleiben. Dass ein solcher Raum völlig ungenügend ist, wird jeder, der die Sammlungen kennt, ohne weiteres zugeben.

Wenn es trotzdem versucht worden ist, eine übersichtliche und nicht zu hoch gespannten Anforderungen einigermaßen entsprechende Aufstellung der vorhandenen Museumsschätze zu bieten, so konnte es nur unter teilweisem Verzicht auf die oben erwähnte Forderung der zweiseitigen Betrachtungsmöglichkeit für die Trachten geschehen und mit Zurückstellung manches sehenswerten Stückes in die Magazine.

Da im folgenden hauptsächlich nur die Veränderungen der Aufstellung und einige Neuerwerbungen besprochen werden sollen, so wird hinsichtlich des Gesamtbestandes auf den neugedruckten 'Führer durch die Sammlung für deutsche Volkskunde' 1908 verwiesen.

Gehen wir nun von diesen allgemeinen Betrachtungen auf die Neu-aufstellung der Sammlungen im einzelnen über und betreten dem Plane gemäss den ersten Raum, welcher die nordostdeutschen Sammlungen enthält, so fällt zuerst eine Gruppe von teilweise zwar primitiven, aber doch eigenartigen Möbeln und Hausgeräten auf, welche in Verbindung mit den zugehörigen Volkstrachten und zwischen Erzeugnissen der Weberei und anderer weiblicher Kunstfertigkeiten ein abgerundetes Bild des litauischen Volksstammes ergeben. Ein Hauptverdienst an diesen, zum Teil bisher noch nicht zugänglich gewesenen Sammlungen, die mit wissenschaftlicher Sorgfalt von Herrn Prof. Dr. Bezzenberger in Königsberg zusammengestellt wurden, gebührt dem Stifter derselben, Herrn Direktor F. Goerke in Berlin. Leider gestattete der Raum nicht die Aufstellung von Tisch, Bett und Bänken, doch wird es hoffentlich später einmal ermöglicht sein, eine litauische Stube hieraus zusammenzustellen.

Die übrigen Sammlungen aus dem nordostdeutschen Gebiet sind nicht wesentlich vermehrt, gegenüber der früheren Aufstellung. Aus Posen sind nur ganz wenige Einzelstücke vorhanden, welche darauf hinweisen, dass dort noch ein bisher vernachlässigtes Sammelgebiet der Inangriffnahme harret.

Über Pommern und Mecklenburg treten wir in das friesisch-niedersächsische Gebiet ein. Eine reich verzierte Wandvertäfelung aus Ostenfeld bei Husum konnte aus Mangel an Raum nicht aufgestellt werden. Sie besteht aus einer mittleren Schranktür und zwei seitlichen Alkoven, deren einzelne Teile von geflammten Säulenbrettern seitlich begrenzt sind, während sich oben eine ausgesägte Rankenverzierung hinzieht. Die Türen und Tafelwände sind mit reich verkröpftem Leistenwerk besetzt, und das Ganze ist mit marmoriertem, buntem Farbenanstrich versehen, während die Füllungen des oberen Teiles mit Blumen und nicht mehr deutlich erkennbaren Figuren bemalt waren. Ausserdem ist noch ein kleines Fenster zur Diele vorhanden, dessen Rahmen in gleicher marmoriertter Bemalung verziert ist.

Dieses Getäfel entspricht ziemlich genau einem bei Meiborg-Haupt 'Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig' 1896 Abb. 131 dargestellten Paneel von Föhr aus dem Schlusse des 18. Jahrhunderts und dürfte daher vielleicht auf dieselbe Werkstatt zurückzuführen sein. Vermutlich entstammt unsere Täfelung einem Hause entsprechend dem bei Mühlke 'Von nordischer Volkskunst' Berlin 1906 S. 73 Abb. 88 und war in der 'kleinen Stube' in ähnlicher Art eingebaut, wie sie dort eingezeichnet ist.

Neu aufgestellt ist eine vierländische Wandvertäfelung aus dem Jahre 1832 mit den charakteristischen Holzintarsien, Blumen und Vögel darstellend. Sie besteht aus einem Wandbett mit zwei Türen, einer holländischen Fliesenwandbekleidung darunter und einer über dem Bett vorspringenden Bekrönung zur Aufnahme von Bettvorhängen. Neben dem Bette ist noch eine in gleicher Art verzierte Stubentür vorhanden, mit

einem kleinen Schränkchen darüber zur Aufbewahrung des Silberzeuges und anderer Kostbarkeiten. Eine Gruppe von Möbeln, mit Intarsien von gleichem Charakter verziert, ebenfalls aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammend, rundet das Bild dieser eigentümlichen vierländischen Volkskunst ab. In einer späteren, räumlich erweiterten Neuaufstellung wird es also möglich sein, mit geringen Ergänzungen eine charakteristische Vierländer Bauernstube herzustellen. Hierzu würde dann der im Hofgebäude untergebrachte 'Hamburger Ofen' eine willkommene Ergänzung darbieten.

Durch einen Raum, welcher die von Herrn James Simon kürzlich gestiftete und eben in der Aufstellung begriffene ostfriesische Wohnküche enthält, die später an anderer Stelle ausführlicher geschildert werden soll, gelangt man über einen etwas erhöhten Gang nun in die 'Virchow-Stube'. Dieser Raum zeigt im wesentlichen dasselbe Bild wie früher. Er ist mit einem reich geschnitzten 'Hamburger Schapp' und Möbeln aus dem alten Lande bei Hamburg ausgestattet. Neu hinzugekommen ist nur ein eiserner sogenannter Beileger-Ofen mit einem Aufbau von holländischen Fliesen. Er stammt aus Geversdorf, Kr. Neuhaus a. O., und wurde angekauft. Der sonst im niedersächsischen und besonders im friesischen Gebiet ganz typisch zugehörige geschnitzte Ofenaufsatz, das sog. Ofenheck, welches zum Trocknen von Kleidern und Wäsche benutzt wurde, ist im Museum nicht vorhanden. Die Darstellungen der beiden gusseisernen Platten an den breiten Seiten des Ofens sind die gleichen: oben Christus mit der Samariterin am Brunnen, der die Inschrift trägt „Johannes am 4.“, mit der Unterschrift „Weib geb mir zu trinken“, und darunter eine Darstellung phantastischer Tiere aus Daniels Traumgesichten, mit der Inschrift „Daniel“ in der Mitte. Die vordere schmale Seite zeigt ein springendes Ross in einem bekrönten Kranze, darunter ein männliches Brustbild in Hut und grossem Kragen und das Datum 17??. Die blauweissen Fliesen bilden oben eine sonst bei diesen Öfen nicht gebräuchliche Wärmekammer, welche die sonst allgemein übliche messingene Ofenstülpe in verbesserter Weise ersetzt. Die Fliesen zeigen landschaftliche Dekors. Das Ganze ruht auf hölzernen Beinen, und der Boden darunter war mit Fliesen belegt.

In dem der Virchowstube benachbarten grossen Saale sind die übrigen Sammlungen des niedersächsischen Gebietes vereinigt; dann führt uns der Weg über Rheinland und Hessen wieder nach Osten in die sächsischen, thüringischen und brandenburgischen Gaue. Ehe wir in die neu aufgestellte Spreewaldstube treten, werfen wir einen Blick auf die in einem kleinen Zimmer übersichtlich zusammengestellten Volkstrachten des wendischen Volksstammes in Ober- und Niederlausitz und die sonstigen geringen Reste alter Volkstracht, welche sich in diesem zentralen Gebiete jetzt fast gar nicht mehr im Gebrauch befinden. Von hohem Interesse ist auch die Frauentracht des Fläming mit ihrer eigenartigen Flügelhaube.

Die Spreewaldstube, eine Darstellung typischer Wohnweise mit originalen Einrichtungsgegenständen, konnte an einer anderen Stelle mit etwas günstigerer Beleuchtung als vor dem Umbau neu aufgestellt werden. Der Grundriss der früheren Aufstellung sei hier (Fig. 1) neben den der neuen gesetzt, woraus hervorgeht, dass die Abweichungen nicht wesentlicher Art sind. Wie es auch früher der Fall war, musste der Raum zum Durchgehen eingerichtet werden. Aber während früher ein Fenster in verdeckter Art zur Tür eingerichtet war, wurde bei der neuen Aufstellung durch Zugrundelegung eines anderen, literarisch belegten Grundrisses dieser Mangel vermieden und neben den Fenstern der einen gedachten Aussenwand eine Türöffnung angebracht. Die Rechtfertigung dafür ergibt sich aus dem wendischen Hausgrundriss aus dem Spreewald, publ.

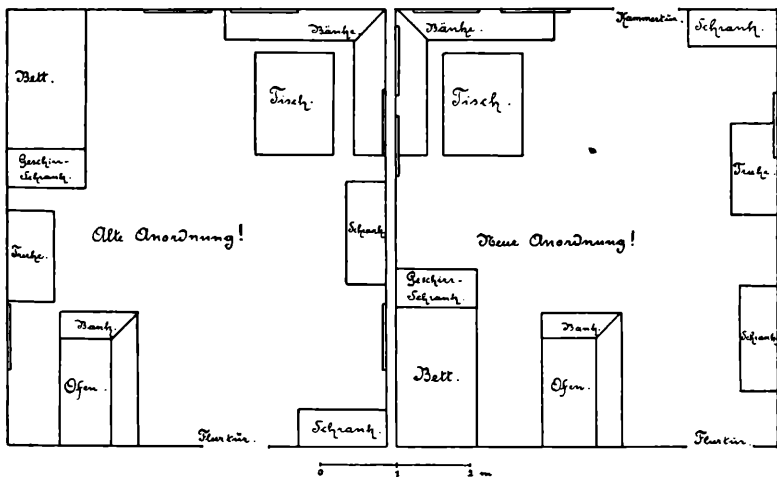


Fig. 1. Spreewaldstube.

durch v. Schulenburg Zs. f. Ethnologie 1886, 126, Fig. III und bei Rob. Mielke 'Die Bauernhäuser in der Mark', Berlin 1899, Fig. 35, von Jerischke in der Niederlausitz. Hier führt die eine Tür vom Hausflur, der zugleich Küche ist, in die Stube und eine zweite Tür an der gegenüberliegenden Aussenwand in eine kleine angebaute Remise oder Kammer. Nach Mielke S. 19 ist dieser Grundriss in der Lausitz sehr verbreitet, und es besteht somit kein Hindernis, ihn unserer Spreewaldstube zugrunde zu legen, deren äusserer Aufbau ja nicht Original ist und innerhalb der Grenzen des Typischen eine gewisse Freiheit der Anordnung erlaubt. Leider ist in den meisten Veröffentlichungen über das Bauernhaus die Anordnung der Möbel nicht bekannt gegeben. Nicht weniger typisch wie der Hausgrundriss war aber in der alten Zeit auch die Aufstellung der Möbel und Hausgeräte in der Stube usw. Man hing auch in dieser Beziehung am Althergebrachten, und Änderungen daran waren wenig beliebt. So regelmässig, wie sich in der Bauernstube Fenster in zwei zusammen-

stossenden Aussenwänden nahe der Ecke finden, ebenso regelmässig haben hier Wandbank und Tisch ihren festen Platz; das gilt für den Norden wie für den Süden Deutschlands. Der Platz für den Ofen hängt im nördlichen Deutschland im Bauernhause meistens von der Lage der Küche oder des Herdes ab. Denn Ofen und Herd haben gemeinhin denselben Rauchabzug. In der Spreewaldstube kommt noch eine Einrichtung hinzu, die für das nördliche Deutschland ihr eigentümlich zu sein scheint. Neben dem Ofen nämlich befindet sich in der Wand eine meistens viereckige Vertiefung, die eine Art kleinen Kamin darstellt, in welchem bisweilen Kleinigkeiten gekocht und mit Vorliebe Speck ausgebraten wird. Zwischen zwei darin aufgestellten Mauersteinen wird etwas Holz angezündet, und darüber steht dann die Pfanne oder der Topf. Dieser Kamin ist ziemlich ebenso tief wie breit, hinten oben befindet sich der Ausgang für den Rauch in den gemeinsamen Schornstein (Mitt. von Pastor Ditten, Tzschecheln). Diese eigentümliche Einrichtung, die zuweilen auch als Leuchtkamin Verwendung findet und für welche sich im Süden Parallelen finden lassen, ist in unserer Spreewaldstube gleichfalls angedeutet.

Die im Museum bereits früher in derselben Weise aufgestellt gewesene elsässische Bauernstube (Grundriss Fig. 2) bietet ein Bild fränkisch-oberdeutscher Wohnart. Die eine Wand ist zur Erzielung eines bequemen Einblicks fortgelassen worden. Es ist diejenige, welche mit der vorhandenen Fensterwand zusammenstösst und ebenfalls als mit Fenster versehen zu denken ist. An diesen beiden Wänden ziehen sich nach allgemeinem deutschen Brauche die Fensterbänke hin, vor denen in der Mitte der Tisch steht. Die Eingangstür zu diesem Raum vom Hausflur aus ist in einer der gegenüberliegenden Wände zu denken. Wegen der Beschränktheit des Raumes ist diese Tür fortgelassen worden, sie dürfte hier in der Wand zwischen Schrank und Ofen zu denken sein. Der ganze Raum stellt in seiner Gesamtheit kein Original dar, sondern ist als eine wohl etwas verkleinerte Nachbildung der üblichen Bauernstube des Niederelsass anzusehen. Die Wände sind mit einfachster Holztäfelung versehen und ebenso wie die hölzerne Decke braun gebeizt. Die Einrichtungsstücke dagegen sind Originale aus verschiedenen Ortschaften der Gegend.

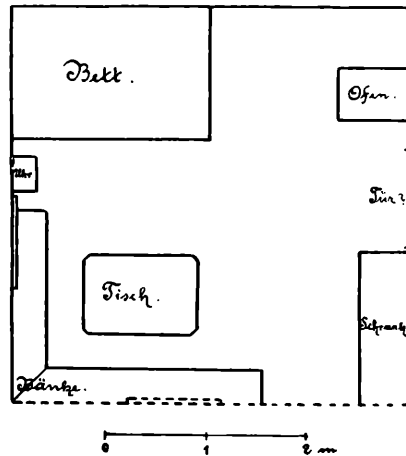


Fig. 2. Grundriss der Elsässer Stube.

Auf der Decke und an der Aussenwand dieser Stube sind zahlreiche Holzschnitzereien aus dem Elsass und der Schweiz zur Schau gestellt. Unter diesen befanden sich früher zahlreiche Kerbschnittarbeiten, angeblich aus der Schweiz stammend (Chicago-Sammlung), die einen auffallend abweichenden Charakter zeigten. Durch genauere Vergleichung konnte nunmehr festgestellt werden, dass diese aus Mangelhölzern, Fusswärme-kästchen, Schmuckkästchen und dergleichen bestehenden Geräte von



Fig. 3a. Fig. 3b.

3a. Mangelbrett aus Hinde-
loopen. Länge 78 cm.

3b. Mangelbrett, wahrschein-
lich friesisch. Länge 80 cm.



Fig. 4.

Friesisches Mangel-
brett.

Länge 90 cm.



Fig. 5. Fig. 6.

Mangelbretter,
wahrscheinlich friesisch.
Länge 80 cm.

friesischer Herkunft sein müssten. Nicht nur die Muster unterscheiden sie wesentlich von süddeutschen Erzeugnissen, sondern auch das meist aus Eichen- und Buchenholz bestehende Material weist auf nördlichen Ursprung hin. Zum Vergleich seien hier einige der in Frage kommenden Geräte abgebildet neben solchen von nachweislich friesischer und süd-deutscher Herkunft.

Fig. 3a ist ein vorzüglich gearbeitetes Mangelholz aus Hindeloopen in Holland, dem Fig. 3b von unbekannter Herkunft unbedenklich zur

Seite gestellt werden kann. Durch die an der Spitze befindlichen Kerbschnittrosetten, welche auch bei Fig. 4 wiederkehren, reiht es sich ausserdem einer im Museum reich vertretenen sehr charakteristischen Gruppe an. Fig. 4 stammt wahrscheinlich aus Ostfriesland. Fig. 5—6 von unbekannter Herkunft können demnach mit ziemlicher Sicherheit als friesisch bezeichnet werden. Fig. 7 aus Bayern gibt einen Begriff von dem ganz abweichenden Charakter derartiger Geräte aus Süddeutschland. In Fig. 8 ist ein aus der Schweiz stammendes Kästchen mit Kerbschnittverzierung dargestellt. Das



Fig. 7. Mangelbrett aus Oberfranken. Länge 60 cm.

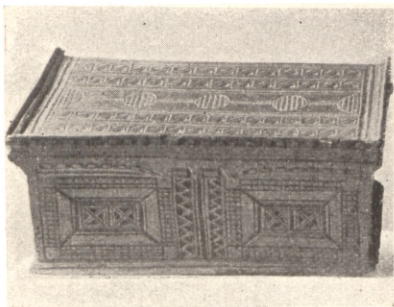


Fig. 8. Kerbschnittkasten. Schweiz.
Länge 80 cm.

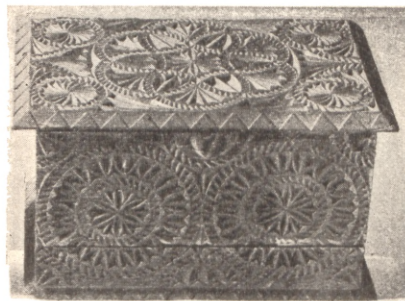


Fig. 9. Kerbschnittkasten. Wahrscheinlich
friesisch. Gr. Br. 30 cm.

Kästchen Fig. 9 von unbekannter Herkunft, das mit vielen anderen ähnlicher Art aus der Chicago-Sammlung stammt, zeigt dagegen einen so völlig abweichenden Charakter, dass es im höchsten Grade unwahrscheinlich ist, einen süddeutschen Ursprung anzunehmen. Hier kommen uns die zur Erwärmung der Füße durch ein hineingestelltes Näpfchen mit Kohlen im ganzen friesischen Küstenbereich und angrenzenden Gebieten üblichen sogenannten Stövchen oder Kieken zur Hilfe. Fig. 10 stellt ein solches Gerät aus Hindeloopen in Holland, Fig. 11 ein anderes aus Ostfriesland dar. Wie auf dem Deckel des Kästchens Fig. 9 ist auch auf dem Hindeloopenener Stövchen das charakteristische brezelförmige Rosettenornament eingeschnitten, das für friesische Arbeiten typisch ist.

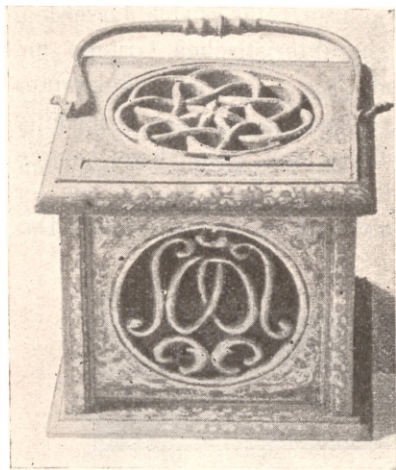


Fig. 10. Fusswärmkästchen aus Hindeloopen.
Gr. Br. 21 cm.

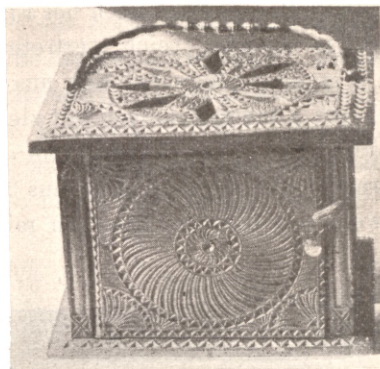


Fig. 11. Ostfriesisches Fusswärmkästchen.
Länge 26 cm.



Fig. 12. Wahrscheinlich friesisches
Fusswärmkästchen. Gr. Br. 25 cm.

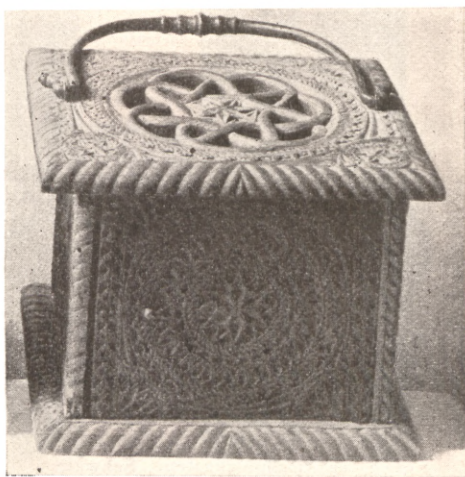


Fig. 13. Wahrscheinlich friesisches Fuss-
wärmkästchen. Gr. Br. 25 cm.

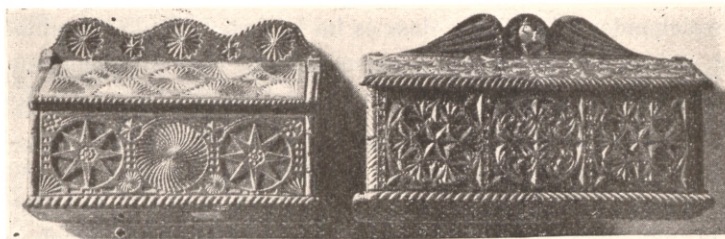


Fig. 15. Wahrscheinlich
friesischer Lichterkasten.
Länge 26 cm.

Fig. 14. Ostfriesischer
Lichterkasten. Länge 31 cm.

Durch den Vergleich dieser beiden Stövchen Fig. 10—11 sind wir nun auch in der Lage die beiden gleichartigen Geräte Fig. 12 und 13 als jedenfalls friesischer Herkunft zu bestimmen.

In Fig. 14 und 15 sind zwei Hängekästchen dargestellt, von denen das erstere aus Ostfriesland stammt, während Fig. 15 unbekannter Herkunft ist. In derartigen Kästchen pflegte man in Ostfriesland den Vorrat an Kerzen aufzubewahren, der im Haushalt selbst hergestellt wurde. Diese Nebeneinanderstellung genügt wohl, um den gleichen Zweck und friesische Herkunft des bisher unbekannten Stückes Fig. 15 zu erweisen.



Fig. 16. Löffelbrett aus Hindeloopen.
Höhe 31 cm.



Fig. 17. Löffelbrett, wahrscheinlich friesisch. Höhe 53 cm.

Fig. 16 zeigt ein reich geschnitztes Gerät zum Einstecken von Löffeln aus Hindeloopen in Holland; Fig. 17 ein jedenfalls gleichem Zwecke dienendes aus der Chicago-Sammlung ohne Angabe der Herkunft. Die Verzierungen durch Seejungfern und Seepferdchen deuten auf einen seefahrenden Verfertiger, wie denn auch derartige Motive an anderen Schnitzereien der friesischen Küstenbevölkerungen sehr häufig sind.

Über eine kleine Treppe, welche Raum 6 von 8 ff. trennt, gelangt man in die an anderer Stelle bereits früher aufgestellt gewesene Schweizerstube. Es ist ein viereckiger, Holzgetäfelter Raum von 6 m Länge und 4,35 m Breite mit Holzkassettendecke (datiert Zürich 1644) aus dem 17. Jahrhundert. Auch dieses Zimmer stammt aus der Chicago-Sammlung, und über die Herkunft ist nichts Näheres bekannt. Die Neuauftellung machte vor allem eine Ergänzung der nicht vorhandenen Fenster und eine

wahrscheinlichere Anordnung des kostbaren Winterthurer Fayence-Ofens von 1665 erforderlich. Es wurden zwei quadratische Fenster mit viereckigen hellen Scheiben, von denen eine seitlich verschiebbar ist, eingebaut, welche dem Raum bei hellem Tageslicht leidlich gute Beleuchtung verschaffen. Allerdings wird das Licht durch die Enge der Strasse, an welcher das Zimmer gelegen ist, sehr beeinträchtigt. Der Ofen ist nach dem in der Mitte der Vorderseite angebrachten Monogramm ein Werk des Winterthurer Hafnermeisters Hans Heinrich Graf. Die Anordnung der Ofenbank in ihrer früheren Aufstellung im Museum neben dem Ofen an der Wand entlang ist durch keinerlei Nachricht bezeugt und durchaus unwahrscheinlich. Es wurden deshalb die Kacheln dieser Bank zur Herstellung eines der gewöhnlichen, an den Ofen angeschlossenen Feuerkästen benutzt, der die Verbindung der Ofensäule mit der Wand herstellt. Die Beheizung erfolgte ausserhalb des Zimmers. Im übrigen wurde die ältere Anordnung der Bildkacheln nicht geändert, oben Darstellungen der Lebensalter, unten Monatsallegorien, obwohl z. B. der Aufsatz über dem oberen Abschlussgesims wahrscheinlich ursprünglich einen anderen ähnlichen Ofen zierte. Von dem ursprünglichen Unterbau des Ofens ist nichts erhalten. Gewöhnlich standen sie auf sehr schwächlich wirkenden eisernen Säulenständern oder auch auf figural geformten Untersätzen, besonders stilisierten Tierfiguren oder Voluten aus Fayence. Bei der Neuaufstellung wurden der massigen Ofenform entsprechende weisse Kachelpfeiler untergesetzt. Die Eckkacheln bieten Personifikationen der Tugenden: Glaube, Gerechtigkeit, Liebe, Hoffnung, Geduld, Stärke, Treue und Fleiss. Die beiden letzteren sind Ergänzungen in Gips aus früherer Zeit. Türen, Fenster und Möbelaufstellung wurden den vorhandenen Verhältnissen des Museumsgebäudes entsprechend angeordnet, da ja über den ursprünglichen Zustand nichts bekannt ist.

Im Anschluss an die Schweizerstube sind die wenigen Schweizer Volkstrachten, über welche das Museum verfügt, und eine Sammlung von Brautkronen und Frauenkopfzierden zur Schau gestellt. Hier befinden sich auch einige Metallkronen, offenbar von Marienstandbildern aus Kirchen oder Kapellen herrührend, über deren Herkunft nichts Näheres bekannt ist. Sie wurden, z. B. in der Eifel, früher auch als Brautkronen benutzt.

Für die Ausstellung badischer und württembergischer Trachten konnten nur zwei kleinere Schränke benutzt werden, so dass es leider nicht möglich war, die wertvollen Bestände der Schwarzwälder Volkstrachten vollständig zur Schau zu stellen. Zur Ergänzung dieser schönen Trachtensammlung wäre eine Vermehrung der auf das häusliche und wirtschaftliche Leben und besonders das Hausgewerbe des Schwarzwaldes bezüglichen Gegenstände dringend nötig. Weit berühmt sind ja die Schwarzwälder Uhren, von einiger Bedeutung auch die Glasindustrie, die Strohflechtereien und Schnitzarbeiten. Von allen diesen, in älterer Zeit

ausschliesslich dem Hausgewerbe angehörigen Betrieben sind bisher nur ziemlich geringfügige Niederschläge in der Sammlung vorhanden.

In einem noch grösseren Missverhältnis zwischen Bestand und im Museum verfügbarem Raum stehen die bayerischen Sammlungen. Vorhanden sind etwa 50 vollständige Volkstrachten aus allen bayerischen Provinzen, von denen nur 17 in dem grössten vorhandenen Schrank ausgestellt werden konnten. Die bereits überaus gedrängte Aufstellung macht eine Erweiterung hier völlig unmöglich, obwohl auch ein völlig ausgestatteter Wohnraum mit den charakteristisch bemalten Möbeln zur Vervollständigung des Bildes sehr nützlich sein würde.

Zur weiteren Veranschaulichung der an altertümlich anmutendem Hausrat reichen Innviertel Niederbayerns und Oberösterreichs wurde

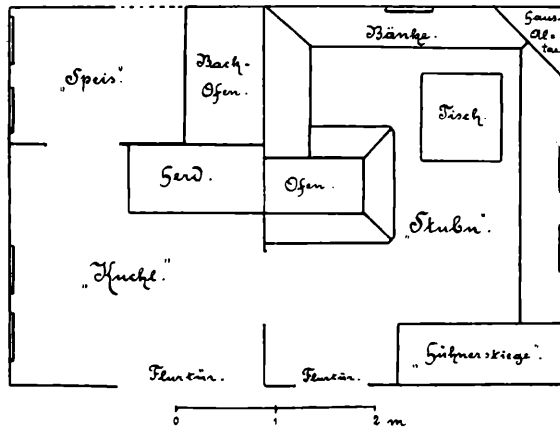


Fig. 18. Grundriss der oberösterreichischen Bauernhausräume im Museum.

im Laufe der letzten Jahre eine grössere Sammlung des Malers H. von Preen aus Osternberg bei Braunau am Inn erworben und als Rahmen für ihre Aufstellung eine etwas verkleinerte Raumdarstellung geschaffen, welche Stube, Küche und Speisekammer eines Bauernhauses umfasst. Der Grundriss dieser Anlage ist hier wiedergegeben Fig. 18. Zur Ergänzung wäre der von H. v. Preen im 'Ausland' 1892, S. 311 gegebene Erdgeschossgrundriss des typischen Bauernhauses im oberösterreichischen Innviertel zu vergleichen, der dieselben Verhältnisse zeigt. Der Eingang zu diesen Räumen geht vom Vorhause oder Flur aus durch je eine Tür derselben Wand in die Küche und Stube. Die diesen Räumen gegenüberliegende Haushälfte wird von den Stall- und anderen Wirtschaftsräumen eingenommen. Die Schlafräume befinden sich unter dem Dache.

Die Wände der alten Bauernhäuser dieser Gegend sind aus wagerecht liegenden Holzbalken erbaut, deren Fugen mit Lehm verstrichen wurden. Die Fenster sind ausserordentlich klein, aber ziemlich hochliegend. Aus Mangel an Raum konnte eine grosse bemalte Truhe nicht in die Stube

gestellt werden, ferner musste aus demselben Grunde die mächtige Trockenvorrichtung aus Holzstäben über dem Ofen fortbleiben und auch auf die Aufstellung des üblichen steinernen Brunnens in einer Stubenecke verzichtet werden

Im weiteren Verlauf der Aufstellung der deutsch-österreichischen Sammlungen wurden die aus Tirol stammenden alten gotischen Möbel und Stubenbauteile zusammengestellt, welche aus der Chicago-Sammlung herkommen und früher nur zum Teil verstreut gezeigt werden konnten. Teilweise waren auch die Balken seit ihrem Eingange im Museum noch gar nicht ausgepackt worden. Es zeigte sich, dass von den Bauteilen nur die Bodenschwellen zu einem Raume von 5,50 *m* Länge und 4,40 *m* Breite, die teilweise stark beschädigten und durchweg zusammengesetzten Eckpfeiler von 3,05 *m* Höhe, sechs Deckenbalken mit gotischer Rankenflachschnitzerei, teilweise auch mit Tierfiguren verziert, sowie eine Tür für eine Längsseite nebst Türgerüst vorhanden waren. Nähere Angaben über Herkunft und ehemalige Anordnung fehlen, ebenso fehlen alle Wandtäfelungen und Fenster. Im Verhältnis zu der nicht bedeutenden Grösse des ehemaligen Gemachs, die sich aus den Bodenschwellen ergibt, erscheint die Höhe zu gross. Die Schnitzerei der Deckbalken würde in dieser Höhe kaum sichtbar werden, zumal keine Spur von Grundbemalung der Flachschnitzerei erkennbar ist. Die Zusammensetzung der mit gewundenem Stabe geschmückten Eckpfeiler deutet mit Sicherheit auf eine spätere Erhöhung der Decke hin, die vermutlich für die Weltausstellung vorgenommen wurde, um den grossen Wandschrank von 1478 aus Sterzing in den Raum aufnehmen zu können. Aber dieser Schränk, wie die mächtige Bettstatt, Tisch und Stollentruhe würden den Raum derartig überfüllen, dass es aufgegeben werden musste, aus diesen Bestandteilen ein gotisches Zimmer wieder herzurichten. Schränk und Bett, wahrscheinlich auch die Truhe, dürften überhaupt nicht in diese Stube gehören.

Andererseits war für die grossen Möbel ausserhalb dieses Raumes kein anderer Platz verfügbar. So musste denn vorläufig mit Bedauern davon Abstand genommen werden, diese wertvollen Sammlungsteile in angemessener und würdiger Weise zur Darstellung zu bringen. Aus diesem Grunde wurde auch der hierher gehörige prächtige und seltene gotische Kachelofen von Sterzing im Hofgebäude belassen, um ihn nicht durch die Versetzung zu gefährden.

Wir kommen nunmehr zu einem ungemein wichtigen und, wie zu hoffen ist, auch sehr dankbaren Abschnitt der Neuauftellung, zu den im grössten Museumsraume untergebrachten Sammlungen vergleichender Art. Leider ist auch hier wieder zu beklagen, dass der Raum auch nicht im entferntesten hinreicht, um die Aufgaben lösen zu können, welche sich unter diesem Gesichtspunkte darbieten.

Wie fast alle Gebiete der Volkskunde, seien sie gegenständlicher oder geistiger Art, ungesäumt in Angriff genommen oder eiligst weitergeführt werden müssen, wie die Ernte eingebracht werden muss, damit wir im Winter nicht darben, so ist es hohe Zeit, die Zeugen volkstümlicher Bauweisen, einer in Jahrhunderten wie aus dem Boden erwachsenen Volkskunst, festzuhalten in Wort und Bild, ehe das naive Gefüge vor dem Ansturm der Stadt- und Fabrikkultur völlig verschwindet.

In der Reihe der vergleichenden Sammlungen eines Museums für Volkskunde werden die Darstellungen des volkstümlichen Wohnbaues immer eine der ersten Stellen einnehmen. Unser Museum bietet eine mit wenigen Ausnahmen ziemlich vollständige Übersicht von Bauernhausmodellen aus allen deutschen Gebieten. Leider fehlte es am Platz, um sie so geräumig aufzustellen, wie sie es nach ihrem inneren Werte und äusserer Schönheit verdienten.

Immerhin sind sie nunmehr in einem Raum vereinigt und gestatten so eine eingehende Vergleichung, die durch beigelegte Grundrisse noch eindringlicher gestaltet werden könnte. Leider haben die meisten Verfertiger dieser Modelle hierauf zu wenig Rücksicht genommen, was bei etwaigen neuen Erwerbungen auf diesem Gebiete beachtet werden muss.

Die Volkstracht, welche beim Durchschreiten der Sammlungen in mannigfaltigen Bildern an unserem Auge vorüberzog, hat gewisse besonders charakteristische Momente. Zu diesen gehört in erster Linie die Kopftracht, besonders der Frauen. Sie ist geradezu als Leitform bei der Unterscheidung der Volkstrachten anzusehen, und eine Zusammenstellung aller Typen mit ihren genauen Bestimmungen über Ort, Zeit und Bestimmung dürfte sehr lehrreich sein. Aber dazu gehörte mehr Raum als verfügbar, und so konnte leider auch dieser Plan nur in einer unerwünschten Beschränkung gewissermassen andeutungsweise hier ausgeführt werden.

Nicht minder leiden unter der Ungunst der Verhältnisse die Sammlungen bäuerlicher Schmucksachen, aus deren Fülle nur wenig aus den Hauptgebieten dieser Kunstübung, aus Friesland, den Elbmarschen und Schleswig-Holstein, Westfalen, Bayern, Tirol und der Schweiz, zur Schau gestellt werden konnte.

Zu dem kostbarsten, was die Sammlung an bäuerlichem Schmucke besitzt, gehören die vor kurzem durch eine reiche Schenkung von Herrn James Simon vermehrten ostfriesischen Filigran- und Silbertreibarbeiten, von denen in Fig. 19—21 ein kleiner Teil dargestellt ist. Von ganz hervorragender Feinheit sind die goldenen Filigranmantelhaken und das Kettenschloss links in Fig. 19, sehr eigenartig auch das Gürtelschloss unten, welches einen Miederverschluss nachahmt, indem eine feine Silberkette die seitlichen vorspringenden Knöpfe zusammenzieht. Die Gürteltaschen Fig. 20—21 sind mit reichen in Silber getriebenen Beschlägen versehen.

Auf einem Bügel (20) sind wohl die vier Evangelisten, auf dem anderen ist die Flucht nach Ägypten dargestellt.

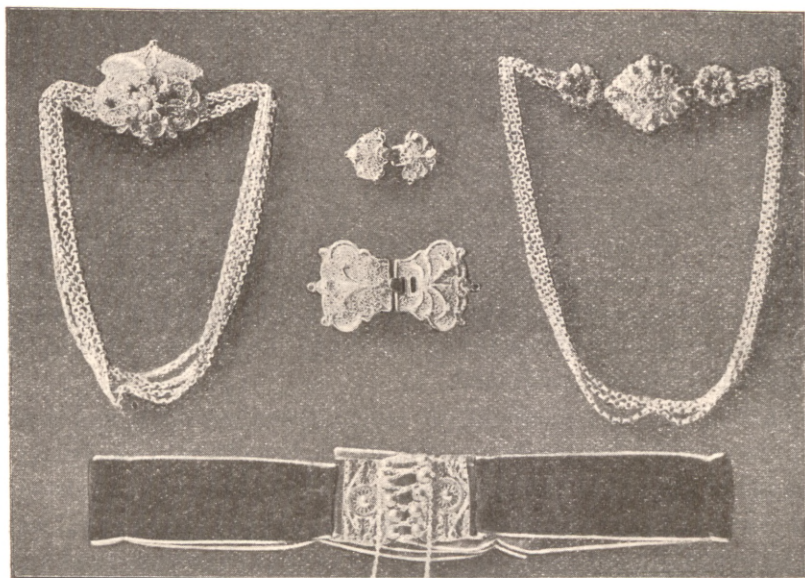


Fig. 19. Ostfriesischer Filigrans Schmuck. $\frac{1}{2}$ der natürlichen Grösse.



Fig. 20. Ostfriesische Gürteltasche.
Gr. Br. 17 cm.



Fig. 21. Ostfriesische Gürteltasche.
Gr. Br. 19 cm.

Die bäuerliche Keramik, besonders Irdenwaren, Steinzeug und Fayencen, ist in der Sammlung reich vertreten.

Allerdings sind es meistens Stücke neueren Ursprungs, doch sind auch einige ältere und eine ganze Reihe mittelalterlicher Gefässe vorhanden, welche seit Jahren von A. Voss gesammelt und bestimmt sind, einst bei grösserer Erweiterung des Museums die Entwicklung der Bauerntöpferei durch die Jahrhunderte zu veranschaulichen. Zurzeit war es aber noch nicht möglich, diese Absicht auszuführen, einesteils aus Mangel an Raum, andernteils, weil die keramischen Sammlungen zum Teil ihrer Herkunft und dem Alter nach noch nicht ausreichend bestimmt werden konnten. Immerhin wurden, so gut es der Raum erlaubte, die vorhandenen Haupttypen neuerer Bauernkeramik in besonders guten Stücken zur vergleichenden Darstellung gebracht. Für die Sammlungen von Ofenkacheln und Fliesen fand sich leider vorläufig kein geeigneter Raum zu übersichtlicher Darstellung, und ihre Einordnung in die landschaftlich gesonderten Sammlungen erschien mit dieser Art der Aufstellung nicht recht vereinbar.

Ein Schaustück ersten Ranges ist die von Seiner Majestät dem Kaiser zur Aufstellung überwiesene Weihnachtskrippe mit etwa 40 alt-neapolitanischen Trachtenpuppen aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Diese kleinen Figuren sind Darstellungen neapolitanischer Volkstypen und von vorzüglicher künstlerischer Ausführung. Der Hintergrund ist ein gemaltes Panorama von Bethlehem in zwei leider nur zu schmalen Stücken. Es erwies sich als notwendig, dieses Panorama nach oben hin zu ergänzen, wodurch die Wirkung des Bildes leider etwas beeinträchtigt wird. Zur besseren Beleuchtung der Mittelgruppe, der eigentlichen Krippe, sollen oben verdeckte Reflektorspiegel angebracht werden. Das Ganze wird in einem grossen Holzkasten mit Glasdach und vorderer Spiegelscheibe aufgestellt. Der Mangel an wenigstens einer älteren deutschen Krippe ist hier besonders fühlbar.

Der übrige Teil des für vergleichende Sammlungen bestimmten Raumes ist ausgefüllt mit Zusammenstellungen von Denkmälern, die zur Erläuterung der besonders literarisch gepflegten Volkskunde dienen können. Niederschläge des volkstümlichen Denkens und Glaubens, der altüberlieferten Sitten und Gebräuche finden sich hier in Reihen niedergelegt, von der Wiege bis zur Bahre, vom ersten Kinderspielzeug bis zum Totenkreuz. Diese Sammlungen, deren Erweiterung ohne Aufwand grosser Mittel möglich ist, sind für ein Museum der Volkskunde von der allergrössten Bedeutung und mussten deshalb aus der Masse ausgeschieden werden, in der sie, unscheinbar wie sie oft sind, fast verschwanden.

Die vollständigste dieser Sammlungsreihen dürfte die der Opfer oder Votive sein, wie sie vom katholischen Volke Süddeutschlands in Kirchen und Kapellen dargebracht werden. Das grösste Verdienst daran kommt dem Ehrenmitgliede des Museumsvereins Frau Professor Marie Andree-Eysn in München, früher in Salzburg, zu.

Als ein Votiv für Errettung aus Wassersnot dürfte vielleicht auch das in Fig. 22 abgebildete 74 cm lange hölzerne Einbaummodell aufzufassen sein, das aus Süddeutschland stammen soll und von Herrn James Simon dem Museum übergeben worden ist. Der Kahn scheint zum Aufhängen eingerichtet gewesen zu sein. Die beiden Insassen sind aus Holz geschnitzt und farbig bemalt.

Die im Hofgebäude untergebrachte Hindelooper Stube ist seinerzeit aus Mangel an Raum so aufgestellt worden, dass ihre Fenster nicht an einer Aussenwand des Schuppens liegen, und zur Verbesserung der



Fig. 22. Kahnmodell (Votiv?) aus Süddeutschland.

Beleuchtung sind Oberlichter angeordnet, welche störend wirken. So musste infolge des leidigen Platzmangels ein ganz ausserordentlich schöner und wertvoller Sammlungsteil auch weiterhin entstellt bleiben.

Von hervorragendem Interesse ist auch die daneben liegende 'Lüneburger Stube', der Chicago-Sammlung entstammend, mit ihrem prächtigen Holzgetäfel an Wänden und Decke. Ihre Ergänzung bezüglich der Fensterwand oder -Wände wird bei dem Mangel aller Nachrichten über ihre frühere Anordnung und Gestaltung ja einige, aber nicht unüberwindliche Schwierigkeiten bieten. Mit den für die Neuauftellung verfügbaren Mitteln war es unmöglich, hier eine durchgreifende Verbesserung zu erzielen, und so musste dieser schöne Raum vorläufig in seinem unbefriedigenden Zustande bleiben.

Zum Schluss sei es noch gestattet darauf hinzuweisen, wo sich gelegentlich der Neuordnung der Sammlung die grössten Lücken ergeben haben, und zweitens, wo ohne grosse Kosten mit geringen Ergänzungen der vorhandenen Bestände die Möglichkeit sich bietet, falls der Raum dazu vorhanden wäre, volkstümliche Wohnräume darzustellen.

Hinsichtlich der Volkstrachten sind in auffallender Weise bisher vernachlässigt die Rheinprovinz, Schlesien und Posen. Aus Schlesien sind allerdings viele Frauenhauben vorhanden, aber vollständige Trachten in nur ganz geringer Anzahl. Noch schlechter steht es um die Provinz Posen und die Rheinprovinz.

Um die Zahl der Bauernstuben von besonders charakteristischer Wirkung zu vermehren, sind geeignete Grundlagen vorhanden aus Litauen, Schleswig-Holstein, den Vierlanden, Bayern und Tirol. Die vorhandenen oberösterreichischen Räume müssten bei einer Neuaufstellung möglichst vergrössert werden.

Wenn in hoffentlich nicht mehr allzu ferner Zeit unsere kostbaren und nicht genug zu schätzenden Sammlungen in grösseren und helleren Räumen eines Neubaus und in Schauschränken aufgestellt sein werden, die ihrem Zwecke genügen, dann wird man bewundernd vor diesen Reichtümern stehen, die uns unser Volk kennen lehren in seiner kraftvollen und jedem Stamme besonderen Eigenart, und man wird das Verdienst der Männer würdigen, die vor 20 Jahren dieses Werk begonnen und die es fortgeführt in der Erkenntnis, dass echte Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde am sichersten begründet wird. Möge es der prächtigen Sammlung bald beschieden sein, in würdigen und ausreichenden Räumen beizutragen zur Kunde unseres deutschen Volkes und die ihr gebührende Stelle im Herzen des Volkes einzunehmen!

Berlin.

Die Schwarzwälder Sammlung des Herrn Oskar Spiegelhalder auf der Villingener Ausstellung 1907.

Von **Franz Weinitz.**

Dank den reichen Schätzen, die Herr Spiegelhalder in Lenzkirch als Forscher und Sammler auf dem Gebiete seiner heimatlichen Volkskunde im Laufe vieler Jahre zusammengebracht hat, war es möglich, auf der Villingener Ausstellung des vorigen Sommers wertvolles Material zur Kenntnis

des Volkslebens auf dem Schwarzwalde und seines Gewerbefleisses aus der älteren Zeit den Besuchern darzubieten. Als ich auf dem Schwarzwalde mit Herrn S. zusammentraf, war die Ausstellung noch nicht eröffnet, auch noch nicht so weit hergerichtet, um einen Besuch zu lohnen. Seinem Versprechen, mir über „seine Ausstellung“ zu berichten, ist Herr S. nachgekommen, indem er mir eine Besprechung der Furtwanger Zeitung zugeschickt hat, der ich das Folgende entnehme:

„Wenn wir eintreten, so stehen wir einem lehrreichen Vielerlei gegenüber. Da grüsst uns zuerst eine Schwarzwälderin in der bunten Tracht

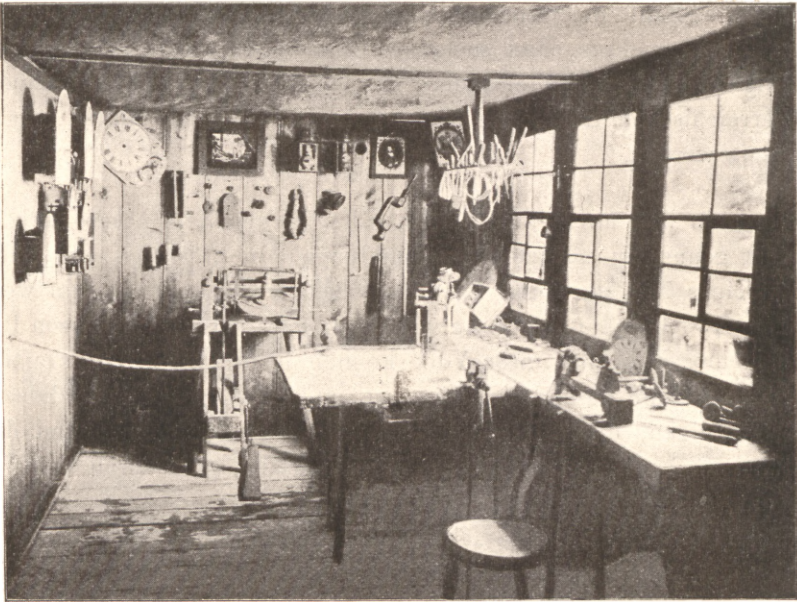


Fig. 1. Uhrmacherstube im Schwarzwald.

der dreissiger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit dem gelben Strohhut auf dem Kopfe. Ihr gegenüber ist ein junger Bauer aus der Baar, der wohl von dem Markte heimkommt; denn er hat noch die lederne Geldkatze umgeschnallt. An den Wänden sind Trachtenstücke, Stickereien, Heiligenbilder, gemalte Laden, altertümliche Gläser der seinerzeit so blühenden bäuerlichen Schwarzwälder Glasfabrikation, Hafnerarbeiten usw. Beachtenswert ist auch ein Ölberg, eine sogenannte Weihnachten, wie sie früher in Villingen gefertigt wurden und bis in die entlegensten Wälderhütten kamen, um zu Weihnachten aufgestellt zu werden. Nicht vergessen dürfen wir die bemalte Truhe und die grossen, buntfarbigen Kasten, echte und rechte bäuerliche Schreinerarbeiten. Verlassen wir nun dies Raritätenkästlein und treten wir in die Uhrmacherstube! (Fig. 1) Die ganze Einrichtung ist typisch für die alte Hausindustrie. Eine grosse Glaswand,

aus vielen kleinen Scheiben zusammengesetzt, gibt dem Arbeitstisch das nötige Licht. Rechts und links sind die Drehbänke für Meister und Gesellen, davor die sogenannte Flügelbank mit den Schraubstöcken. Von der Decke herab hängt ein primitiver Träger, die Werkzeugdrille, mit denjenigen Werkzeugen, die man fortwährend zur Hand haben muss. An der linken Wand bemerken wir einen einfachen Zahnstuhl, grösstenteils aus Holz gearbeitet, mit der messingenen Teilscheibe und dem schweren steinernen Fusschwungrad. Einer der ältesten Uhrmacher des Schwarzwaldes, Adam Spiegelhalder (sog. Schmied-Adam) von Waldau war der erste, der das Zahngeschirr gebrauchte. Bemerkenswert ist, dass heute einer seiner Nachkommen, der Aussteller Herr Oskar Spiegelhalder, es ist, der uns eine Behausung seiner Väter vor Augen führt. An der einen Wand ist eine kleine Anzahl alter Schwarzwälder Uhren, darunter sehr seltene mit Glasglocken und dem Kurzschwanzpendel. Gegenüber befindet sich eine gute Auswahl von Uherschilden, einige auf Papier gedruckt, die meisten jedoch in der bunten Art, wie wir die Ausstattung der Schwarzwälder Uhr von Jugend an kennen. Auch eine Holzkrätze, mit der die Uhren ins Land vertragen wurden, und ein Büchsenranzen, der das Allernötigste zu einer solchen Reise enthielt, findet sich vor. Diese Stube zeigt uns den unendlich zähen Fleiss des Schwarzwälder Uhrmachers, der jahraus, jahrein mit seinen einfachen Werkzeugen am gleichen Fleck arbeitet um bescheidenen Lohn, dabei mit zufriedennem Sinn, an der gleichen Stelle und in der gleichen Weise, wie der Vater und der Grossvater es getan hatten, unbekümmert um den Lauf der Welt, festwurzelnd im heimischen Boden wie sein Wahrzeichen, die Schwarzwaldtanne. Es ist interessant hier einen Blick rückwärts tun zu können in das idyllische Leben, das vor zwei oder drei Generationen die Ahnen des Schwarzwälder Uhrmachers führten.

Mit K. M. B. (Kaspar, Melchior, Balthasar), dem Grusse, der über jeder Schwarzwälder Stubentür angeschrieben steht, überschreiten wir die Schwelle der Bauernstube (Fig. 2). Welche anheimelnde Poesie umfasst uns hier in diesem niederen Raume! Da steht das breite Himmelbett mit dem selbstgesponnenen, selbstgewebten und selbstbedruckten Linnen, das ist noch die unverwüstliche, solide Handarbeit. Durch die kleinen Schiebefenster blinkt das Tageslicht auf den festen Tisch. Mit weissem Linnen ist er gedeckt; Zinnteller und Gläser laden zu einfachem Mahle ein. Wiege, Wandschrank, Waschvorrichtung, das hölzerne Rasierschüssele, die alte Wanduhr, Tabakspfeifen, alles ist bis auf das kleinste an seinem Platze. Auf der breiten Ofenbank, die den grossen, grünen und mit einer Gupfe geschmückten Kachelofen umgibt, nehmen wir Platz. Gefangen sind wir von der trauten Häuslichkeit, die in diesem Raume waltet. Und wir fragen uns, woher hat der einfache Bauer die Kunst, die Stube so anheimelnd, so poesievoll

zu gestalten? Denn das sehen wir, nachträglich gemacht ist hier nichts. alles ist so, wie es früher war.

Die Bauernstube und die Uhrmacherwerkstätte geben uns lebenswahre Bilder einer vergangenen Kultur, wie sie museumsmäßig aufgestapelte Gegenstände nie zu erwecken vermögen. Und wir begreifen recht wohl die bewundernden Ausrufe, die Land- und Stadtleute, besonders die Wäldler, machen, wenn sie diese Räume betreten.

Dass der Sammler und Aussteller, Herr O. Spiegelhalter, ein echter Schwarzwälder Mann und ein vortrefflicher Kenner seiner Heimat ist, beweist



Fig. 2. Bauernstube im Schwarzwald.

uns seine Ausstellung. Welche beträchtlichen Opfer an Zeit und Geld, welch regen, ausdauernden Fleiss, wie viel Mühen und Anstrengungen muss es gekostet haben, um alle diese Sachen zusammenzubringen! Dazu gehört nicht nur eine grosse Liebe zur Sache selbst, sondern vor allem zur Heimat. Recht lebhaft wünschten wir, dass diese Sammlung im Lande, dass heisst auf dem Schwarzwalde, verbleiben möchte, wohin sie ihrer Eigenart nach unbedingt gehört. Warum muss denn der Schwarzwälder nach Karlsruhe, Nürnberg und Berlin gehen, um seinen alten Kulturzustand zu sehen und zu studieren? Und würde diese Sammlung nicht für jeden Fremden, der den Schwarzwald besucht, von allergrösstem Interesse sein?“

Diese Fragen des Berichterstatters können unbedingt in seinem Sinne beantwortet werden. Indessen lehrt die Erfahrung, dass gerade die Heimat das Heimatliche oft wenig zu schätzen weiss und es hinausgehen lässt in die Fremde. In Freiburg im Breisgau gibt es übrigens eine Schwarzwäldische Sammlung, die dem Sammeleifer des Herrn S. ihre Entstehung verdankt. Ich fand nicht, dass sie gehütet wird, wie sie es verdient!

Berlin.

Die Glasindustrie auf dem Schwarzwald.

Von Oskar Spiegelhalter.

Der hohe Schwarzwald ist eine der rauhesten und daher unfruchtbarsten Gegenden. Den Anbau von Körnerfrüchten lässt das Klima zwar in beschränktem Masse zu, aber die Hauptquelle der Ernährung für die Bevölkerung bestand von jeher in der Viehzucht und Milchwirtschaft. Die Bevölkerung selbst, zäh, ausdauernd und genügsam wie alle Bergbewohner, dabei mit grossem Nachahmungstrieb und Erfindungsgeist begabt, musste sich auf Industrie und Handel legen, weil der Boden sie bei der Vermehrung mit der Zeit nicht mehr genügend ernährte.

Die erste Industrie, die heimisch wurde, ist die Glasmacherei¹⁾. Wenn sie sich auch nicht zu einem grossen Industriezweig ausbildete und in dieser Hinsicht für den Schwarzwald von keiner hervorragenden wirtschaftlichen Bedeutung wurde, so ist sie doch für die Einführung anderer Industrien von der grössten Wichtigkeit. Die Glaswaren mussten nämlich durch Hausierer nach auswärts abgesetzt werden; man hiess dies 'ins Land vertragen', und die Hausierer nannte man Glasträger. Diese letzteren, die sich mit der Zeit genossenschaftlich zusammentaten und Handelskompagnien bildeten, sind nun die eigentlichen Industrievermittler für den Schwarzwald. Von Böhmen brachten sie die erste Holzuhr (um 1680) und die hinter Glas gemalten Heiligenbilder, aus der Schweiz und Italien Strohgeflechte (um 1720), aus Bayern Geigen, aus dem Erzgebirge verzinnnte Löffel (um 1740). Diese Muster gaben die Anregung, sie nachzumachen, und daraus entwickelten sich die bäuerlichen Hausindustrien. Heute existieren nur noch die Strohflechterei und die Uhrenindustrie. Die erstere fristet ein kümmerliches Dasein, während sich die letztere zum modernen Fabrikbetrieb ausgebildet hat und eine Weltindustrie geworden ist.

1) Vgl. Eberhard Gothein, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes 1, 806ff. (Strassburg 1892).

Als die älteste Glashütte des hohen Schwarzwaldes dürfte die St. Blasianische anzusehen sein, die sich vom 16. Jahrhundert bis in die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts auf dem Äule bei Schluchsee befand. Von dieser ersten Glashütte aus wurde 1634 eine solche in das fürstenbergische Gebiet der Herrschaft Lenzkirch verpflanzt, und zwar durch drei Glasermeister nach Altglashütte oder, wie es damals hiess, Rothwasserdörfle, heute noch im Volksmund kurzweg Derfle genannt. Wegen Holzmangels wurde sie 1706 von Altglashütte nach Neuglashütte (im Volksmund Loch geheissen) verlegt; und als sich dort wiederum Holzmangel einstellte, kam sie im Jahre 1723 nach Herzogenweiler. Im Jahre 1683 wurde vom Abte des Klosters St. Peter eine Glashütte im Knobelswald gegründet. Der Weiler existiert heute noch unter dem Namen Glashütte und gehört politisch zur Gemeinde Hinterstrasse bei St. Märgen. Sie hat dort jedoch nur kurze Zeit bestanden und wanderte wegen Holz-

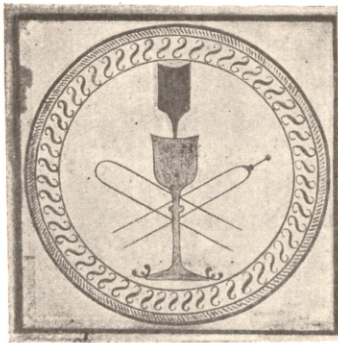


Fig. 1. Glaserwappen der Aulener Glashütte.

mangels ostwärts, um sich dann 1728 in Bubenbach bei Bräunlingen niederzulassen. Alle diese genannten Hütten lagen in den unwirtlichsten Gegenden, und die Obrigkeit, die die Gründung veranlasste, wollte damit nicht etwa eine Industrie dorthin pflanzen, sondern ging von der Absicht aus, die wenig benutzbaren Walddistrikte der Landwirtschaft aufzuschliessen. Aus dem kurzen geschichtlichen Überblick ersieht man aber weiter, dass die Hütten gleichsam wandern. Sobald die Vorbedingungen ihrer Existenz, Holz oder quarzhaltiger Sand, fehlen, sind sie gezwungen, günstigere

Gebiete aufzusuchen. Aus diesem Grunde ist auch die Freizügigkeit als das hervorstechendste soziale Recht der Glasermeister anzusehen. Nach dem dreissigjährigen Kriege suchte zwar die fürstenbergische Regierung die Glasermeister in Altglashütte zu Leibeigenen herabzudrücken; aber da diese sich kräftig wehrten, erreichte sie nur, dass die Glaser die bis jetzt benutzten Güter kauften und so sesshaft wurden. Bei Gründung der Neuglashütte im Jahre 1706 ward den Glasermeistern das Recht der Freizügigkeit zugesichert, da sie mit Wegzug drohten; aber als sie sich 1723 in Herzogenweiler niederliessen, ward es ihnen endgültig beschnitten. Aus dieser Freizügigkeit dürfte sich auch der demokratische Zug ihrer lockeren Arbeitsorganisation herleiten. Gemeinsam bekamen die Meister (gewöhnlich waren es ihrer zehn) die Verleihung eines Walddistriktes und das Recht zur Errichtung einer Glaserhütte auf eine bestimmte Anzahl Jahre. Gemeinsam gehörte ihnen der Wald (in der ersten Zeit war sogar auch dieser Besitz für den einzelnen getrennt), gemeinsam die Hütte und der

Ofen. Aber diesem Betriebe stand nicht ein einzelner vor, der ihn leitete und regelte, sondern jeder Glasermeister arbeitete selbständig für sich. Er hatte sowohl für den Bezug seiner Werkzeuge und Materialien, als auch für den Absatz seiner fertigen Ware zu sorgen. Selbständig stellte er auch seine Gesellen und Lehrlinge, seine Maler und Schleifer ein. Nur wenn er wegzog, hatten die übrigen Meister das Vorkaufsrecht seines Anteils, und wenn er ohne Nachkommen starb, fiel jener ihnen ohne weiteres zu. Dass diese Organisation viele Nachteile mit sich brachte, ist selbstverständlich, und so entschlossen sich zuerst 1816 die Bubenbacher und 1818 die Herzogenweiler Hütte zu einer strafferen Vereinigung im



Fig. 2. Schwarzwälder Glasträger (Gemälde um 1830).

Stile der Schwarzwälder Handelskompagnien, also der Glasträger. Wie früher bestand die Glasergemeinschaft aus zehn Teilhabern, die aber an Gewinn und Verlust gemeinsam teilnahmen. Die Mehrheit beschloss, wer an Stelle eines verstorbenen Teilhabers als neuer aufgenommen werden sollte, wieviel jeder an Kapital einzulegen habe und wer als Geselle, Lehrling und Gehilfe einzustellen sei. Aus ihrer Mitte wählten sie jetzt den Kommandanten, der den Betrieb der Hütte regelte, und zwei Rechnungsführer. Trotz dieser besseren und vorteilhafteren Organisation gingen die Verkaufspreise, hauptsächlich durch den billigeren bayerischen Wettbewerb, zurück, während dagegen der Preis des Holzes stieg. Empfindlicher noch traf sie dieser Wettbewerb, als durch den Zollverein 1835 die Schranken zwischen den einzelnen deutschen Staaten aufgehoben wurden. Die drei Glashütten Äule, Bubenbach und Herzogenweiler hielten

sich nur dadurch, dass sie von den Handelskompagnien aufgekauft wurden, von denen sie schon früher abhängig gewesen waren. Aber in den sechziger und siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts mussten sie endlich den Betrieb als gänzlich nutzlos einstellen.

Fassen wir die Betriebsform der Schwarzwälder Glashütten kurz zusammen, so finden wir statt kapitalistischer Unternehmung oder fürstlicher Fürsorge eine fabrikähnliche Genossenschaftsverbinding von Kleinmeistern. Technik und Handelstätigkeit, welche die Industrie sonst stets verschmilzt, blieben hier scharf getrennt. Den Verschleiss der Ware besorgte ja nicht die Hütte selbst, sondern die Hausierer (Fig. 2), die sich zu halbbäuerlichen Genossenschaften, den Handelskompagnien, organisierten. Es gab fünf solcher Gesellschaften: 1. die Elsassträger, die im Elsass und in Frankreich handelten, 2. die Schweizerträger, die nach der Schweiz wanderten, 3. die Schwabenträger, die ihr Geschäft im Gebiete um den Bodensee betrieben, 4. die Württembergerträger, die in Württemberg, Bayern und bis nach Böhmen hausierten, 5. die Pfälzerträger, die im jetzigen Baden und der Rheinpfalz ihr Geschäft machten. Nach diesen Gebieten nun wurden die Erzeugnisse der Schwarzwälder Glashütten vertragen.

Die Hütten selbst waren wie die Schwarzwaldhäuser bis auf den Steinsockel ganz aus Holz gebaut und mit Schindeln gedeckt. Von der Äulener Glashütte geben wir eine Abbildung (Fig. 3), die kurz vor ihrem Abbruch im Jahre 1892 aufgenommen wurde. Das Innere dieser Hütten war sehr primitiv. Der Hauptsache nach bestand es aus drei feuerfesten Öfen, dem Glüh-, Schmelz- und Kühlöfen. In dem Glüh- oder Kalzinierofen, der die Gestalt eines grossen Backofens hatte, wurden die Materialien, der sogenannte Einsatz oder die Fritte, gebrannt oder kalziniert. Von dort kam die Masse in feuerfesten Häfen in den Schmelz- oder Werköfen, der ganz in der Gestalt des Glühofens erbaut war. Nach 12 bis 24 Stunden ward sie flüssig. Aus den Ofenlöchern oder Fenstern des Ofengewölbes, deren es nie mehr als zehn gab (daher auch nie mehr wie zehn selbständige Glasermeister auf einer Hütte waren), entnahm der Arbeiter mit dem Kopf seiner Pfeife, einer eisernen Röhre, von der flüssigen Masse, blies, schwenkte und rollte sie und gab ihr mit verschiedenen Scheren die nötigen Formen. Bei gepresstem Glas ward die flüssige Masse in Formen gedrückt. Von dort kam das fertige Glas in den Kühlöfen, um hier langsam abzukühlen.

Man wird sich vielleicht wundern, dass ich die Erzeugnisse einer Industrie in meine volkskundliche Sammlung aufgenommen, ja sie sogar zu einer Spezialsammlung ausgestaltet habe. Ich muss jedoch bemerken, dass ich nicht den eigentlichen Handelsartikel, die glatte übliche Ware gesammelt habe, sondern hauptsächlich diejenigen Gläser, deren der Bauer bedurfte und mit denen er seine Wohnung schmückte. Unsere Glashütten

des hohen Schwarzwaldes waren in der Technik und künstlerischen Ausschmückung des Glases nie weit gekommen, obgleich zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Hütten Anläufe dazu gemacht wurden. Was sie als Handelsartikel herstellten, waren gewöhnliche Gläser für den Hausierer, und die mussten billig sein. So beschränkte sich die Fabrikation auf Mondglas, Flaschen (sogenanntes Bouteillenglas) und Trinkgläser. Erst nach dem Jahre 1817 ward auch Tafelglas hergestellt, doch in geringem Masse.

Die Bedürfnisse des Bauern dagegen waren andere. Dieser kam auch gelegentlich zur Hütte, und man machte ihm aus Gefälligkeit oder



Fig. 3. Glashütte in Äule (Ölgemälde).

gegen einen Schoppen Wein, oder weil man auch sein Können zeigen wollte, irgend ein Glas, das er verlangte. Zu welch mannigfaltigen Sachen und Zwecken das Glas in unserer glasreichen Gegend vom Bauern verwandt wurde, möge man aus folgender Aufzählung ersehen: Milch- und Blumenhäfen, Essig- und Ölgläser, Wäscheglätter aus Glas (wurden mit heissem Wasser oder Sand gefüllt und zum Plätten der Hemden benutzt), Stopfkugeln zum Stopfen der Strümpfe, Einschüttgläser für krankes Vieh, Brustgläser, mit denen die Milch der Wöchnerinnen angesaugt wurde, Gläser zum Kerzenziehen, Glastrichter, Gläser zum Butterausstossen, Beerkörble aus Glas, Rasierschüsseln aus Glas, Uhrgewichte aus Glas usw.

Von Gebrauchsgläsern (Fig. 4—6) sind dann in meiner Sammlung weiter: Trinkgläser (als Schnapskelch, Weinglas, Bierkrug, Brautkelch) und dann die Massflaschen, die sogenannten Guttere, die früher gross und bauchig, im vergangenen Jahrhundert aber unten weit waren und sich nach oben verengten. Diese Trinkgläser und Guttere sind nun höchst selten ganz glatt. Meistens tragen sie eingeschliffene Verzierungen, Sprüche, Initialen, die Jahreszahl usw., und können daher in dieser Hinsicht auch zu den Ziergläsern gerechnet werden. Als reine Ziergläser sind dann zu nennen: Fadenzainle, Zuckerbüchsen, hohe Honiggläser, Netzschüsseln, Weihwasserbronnen, bei uns Weihwasserkessle genannt, Pulverhörner usw.

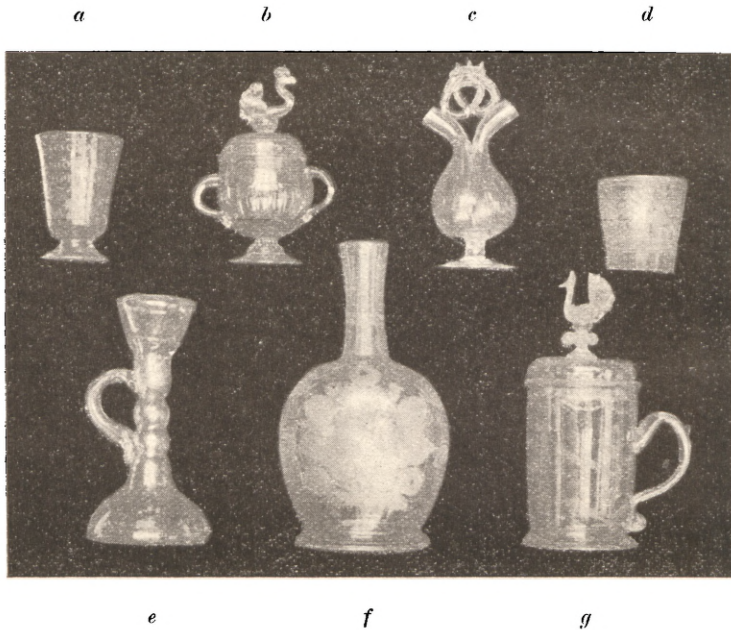


Fig. 4. Schwarzwälder Bauerngläser.

(*a* und *d* Trinkgläser, *b* Zuckerbüchse, *c* Essig- und Ölglas, *e* Leuchter mit Öllampel, *f* Flasche (Guttere), *g* Honigglas).

Alle diese Gläser sind nach ihrem Zwecke, ihrer Form, den aufgesetzten, gekniffenen oder eingeschliffenen Verzierungen, den eingebrannten Malereien und den Sprüchen nur für den Bauer berechnet und daher ganz in seinem Geschmack gehalten; es sind mit einem Wort richtige Bauerngläser.

So finden wir die Honig- und Zuckerbüchsen mit Hahnendeckel verziert; die Netzschüsseln, welche an der Kunkel des Spinnrades hingen, sind mit kleinen Glasringen geschmückt; die Weihwasserkessle haben gekniffene, vielfach verschlungene Halter; der Rand der Fadenzainle trägt gekniffene Glasverzierungen und vielfach auch einen Glashenkel. Als ein-



Fig. 5. Schwarzwälder Bauerngläser.

(*a* und *e* Honiggläser, *b* und *d* Netzschüssele für die Spinnräder, *c* Schnapsbudele in Form eines Hundes, *f* und *k* Flaschen (Guttere), *g* und *i* Weihwasserkessele, *h* Kelch mit eingebrannten Emailmalereien).



Fig. 6. Schwarzwälder Bauerngläser.

(*a b c d* Fadenzainle, d. h. Gläser für das Nähgerät, *e* Bierglas mit Malerei, *f h i* viereckige Schnapsbudeln mit Emailmalerei, *g* Kelch mit Emailmalerei).

geschliffene Verzierungen sehen wir Pflanzenornamente, Tiere, den Jäger mit angelegter Flinte, zwei Herzen, einen Pflug, eine Schere usw.

Die Gläser mit eingebrannten Emailmalereien stammen meist aus dem 17. und 18. Jahrhundert; nur die kleinen viereckigen Schnapsbuddeln wurden bis tief in das 19. Jahrhundert hinein bemalt und mit sinnigen Sprüchlein verziert. So z. B.:

Nichts Schöneres ist auf Erden,
Als wenn zwei eines werden.

Das Kreuz allein wär nicht so schwer,
Wenn nur das böse Weib nicht wär.

Ich bitte dich, mein lieber Mann,
Schau du mir keine andere an!

In der Hoffnung fest verbleib,
Mit Geduld dein Schmerz vertreib!

Lieb du mich allein
Oder lass gar sein!

Zum Schluss noch ein von jedem Trinker in physischer wie moralischer Hinsicht zu beherzigender Spruch:

O Gott, ich bitt,
Bewahr mein Schritt,
So fall ich nit.

Vielfach wurden diese Trink- und Ziergläser als Andenken und als Liebesgeschenke gegeben. Wir finden daher sehr oft die Worte darauf: Aus Achtung, Auf Wohlsein, Zum Andenken, Aus Liebe zu dir, Sei treu, Gedenke mein! So hatte eine alte Näherin, von der ich verschiedene Gläser bekam, in ihrer Jugend einen Schatz in Aule, der Glaser war und ihr seine zarte Aufmerksamkeit in kleinen Glasgeschenken ausdrückte. Jeweils schliff er dabei einen seiner Liebesseufzer und eine kleine Schere als Abzeichen ihres Standes darauf. Auf einem Brautkelch oder Hochzeitsbecher finden wir den Stossseufzer: 'O wie lang ist noch bis Nacht!'

Um vollständig zu sein, muss ich noch die Mondgläser erwähnen. In früherer Zeit waren die Fenster ganz aus diesen runden Scheibchen in Bleifassung zusammengesetzt, zu Anfang des 19. Jahrhunderts aber nur der obere Teil, während die unteren Scheiben viereckig in Holz gefasst waren. In der Mitte der oberen Feuerterteile wurde nun gewöhnlich ein gemaltes oder ein farbiges und geschliffenes Scheibchen (Fig. 7) als Verzierung eingesetzt. Aber es gab auch Bauernstuben, wo alle die kleinen Mondscheiben des oberen Fensters bunt bemalt waren, während die unteren viereckigen weissen Scheiben eingeschliffene matte Verzierungen hatten. Man stelle sich nun eine solche Schwarzwälder Stube im Glanze der

Morgensonne vor, die Vertäfelung bunt bemalt, mit dem grossen, bunt glasierten Kachelofen und den bunt bemalten Möbeln! Welch farbenprächtiges und künstlerisches Bild muss das gewesen sein!

Alle Sammlungen für Volkskunde, die ich bis jetzt sah, haben wenig oder fast gar keine Bauerngläser. Ja, während z. B. die beiden tschechischen Museen in Prag äusserst reiche Sammlungen der bauerlichen Keramik aufweisen, findet man dort nur wenige Gläser, die nicht vermuten lassen, dass Böhmen das Glasland ersten Ranges ist. Ich darf daher wohl behaupten, dass ich der erste war, der systematisch eine Spezialsammlung von Bauerngläsern anlegte.

Werfen wir zum Schluss noch einen Blick auf das Leben der Glaser! So locker ihre Arbeitsorganisation auch war, so eng waren die Familienbände, welche die Hütten verbanden. Ja man kann sagen, dass die Glaser sämtlicher Schwarzwälder Hütten eine einzige Familie bildeten; denn bis tief in das 18. Jahrhundert hinein heirateten sie nur untereinander. Es finden sich deshalb auch nur wenige Namen bei ihnen vor: Sigwarth, Thoma, Mahler, Greiner, Schmidt, Tritschler, Löffler.

In der älteren Zeit lieferte ihnen der Oberherr die Lebensmittel, hauptsächlich die Früchte, die sie das Jahr über brauchten, und sie bezahlten ihn meist mit ihren Waren. Als sie aber zur Sesshaftigkeit gezwungen wurden, trieben sie neben der Glaserei auch Landwirtschaft; sie wurden Kleinbauern. Gewöhnlich hatten sie Feld für drei bis vier Kühe; auch pflanzten sie Gerste, Roggen und Kartoffeln für ihren Unterhalt. Im April und Juli war sogenannte Auslöschung, d. h. das Feuer in den Öfen wurde gelöscht und die letzteren einer Reparatur unterzogen. In dieser Zeit arbeiteten die Männer auch in der Landwirtschaft, die sonst hauptsächlich von den Frauen besorgt wurde. Vor allem halfen sie die schweren Feldarbeiten mitverrichten; im Frühjahr den Ackergang (das Umpflügen des Bodens) und im Sommer den Heuet (Heuernte).

Ein Glasermeister hatte gewöhnlich zwei Gesellen und einen Lehrling oder auch einen Eintragbuben. Der letztere musste die Materialien und hauptsächlich das Holz in die Hütte tragen. Ein Geselle verdiente 1850 auf der Glashütte Äule 5 bis 6 Gulden, ein Eintragbube 1,30 Fl. in der



Fig. 7. Mondglas, rote Fenster-scheibe mit der eingeschliffenen Figur des h. Johannes (um 1790).

Woche. Dabei hatten sie Kost und Wohnung frei. Der Lehrling musste eine Lehrzeit von vier Jahren durchmachen, doch wurde ihm, wenn er fleissig und anstellig war, auch ein halbes Jahr geschenkt. Weiter wurden Glasschleifer beschäftigt, die in primitivster Art die Verzierungen auf die Gläser einschliffen. Bei dieser Arbeit wurden auch Frauen verwandt, die es manchmal zu grosser Geschicklichkeit brachten. So waren es um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Äule zwei Frauen, Kreszentia Schlageter und Josepha Vogelbacher, welche die besten Gravierungen lieferten. Auch das Auftragen der Farben bei den bunten Gläsern geschah meistens durch Mädchen oder Frauen.

Die Arbeitszeit vor dem Ofen dauerte 12 Stunden, von morgens 6 Uhr bis abends 6 Uhr oder von 11 Uhr nachts bis mittags 11 Uhr. Gegessen wurde dreimal am Tage, morgens vor 6 Uhr, mittags um 12 Uhr und abends um 7 Uhr. Die Kost war kräftiger, als sie sonst der Bauer hatte; denn fast jeden Tag gab es Speck neben den auf dem Schwarzwald üblichen Mehlspeisen. Auch wurde bei den Mahlzeiten Wein, Bier oder Schnaps getrunken, was beim Bauern nur ganz ausnahmsweise vorkam.

Wein einzulegen und zu verschenken war eine besondere Freiheit, deren sich jeder Glasermeister von alters her erfreute. Später wurde ein besonderer Wirt von der Hütte aufgestellt, aber aus der Mitte der Glaser entnommen. Und damit auch hier das demokratische Prinzip walte, machten sie einen sogenannten Kehrum, d. h. jedes Jahr wurde ein anderer Meister als Wirt gewählt, der vom Jörgentag (23. April) bis wieder Jörgentag ausschenken durfte. Durstige Seelen waren die Glaser zu allen Zeiten, und das ist bei ihrer schweren Arbeit vor dem heissen Ofenloch nicht zu verwundern. Deshalb wurde auch, wo und wie es anging, bei der Arbeit getrunken. Wie oft hat mir mein Vater erzählt, dass er in seinen jungen Jahren nach Äule kam und dass es dann jeweils lustig und kreuzfidel hergegangen sei! Immer wurde in der Glashütte guten Tag gesagt, und ein Meister war gleich dabei, dem Bekannten seine eiserne Pfeife zu reichen. „Blose jetz nu selle! Mer wen gucke, ob er au ebbis fertig bringe“ (Blasen Sie jetzt nur recht stark! Wir wollen sehen, ob Sie auch etwas fertig bringen), lautete sein Spruch. Und wenn nun mein Vater aus Leibeskräften und mit feuerroten Backen eine grosse, immer weiter und weiter sich wölbende Flasche blies, da lachten die Glaser. Denn als gutes Recht galt auf Äule, dass, wer eine Flasche blies, sie auch füllen lassen musste.

Heute ist die alte, ehrwürdige Hütte verschwunden, und die durstigen und lustigen Glasbläser sind unter dem Boden. Deren Nachkommen aber führen ein armes Dasein, da sie nur auf das Erträgnis ihres kargen Bodens angewiesen sind. Schon hat der badische Staat von den zehn Häusern sechs aufgekauft, und es wird nicht mehr lange dauern, so

bekommt er auch die andern. Die Felder werden langsam wieder mit Wald angepflanzt, und die Tannen rücken immer näher und näher an die Behausungen. Wenn auch das letzte Haus verschwunden ist, wird nur noch die Kapelle an den einst so blühenden Glaserort in der Aue (daher der Name Äule) erinnern. Ein früher wertloser Wald liess die Glashütten entstehen; ein heute wertvoller Wald hat sie wieder vernichtet.

Lenzkirch i. B.

Kopfziegel, ein Giebelschmuck aus Oberbaden.

Von Hugo von Preen.

Hohlziegel mit aufgesetztem Kopfe, die als Giebelschmuck der Häuser noch ab und zu zu sehen sind und in der Gegend zwischen Freiburg i. B. und Basel vorkommen, will ich einer kleinen Betrachtung hier unterziehen. Zwei Exemplare aus dem Weilertale bei Bodenweiler habe ich erworben und dem Museum für deutsche Volkskunde in Berlin geschenkt.

Da diese Giebelverzierungsart durch neuzeitliche Formen allenthalben verdrängt wird, habe ich es an der Zeit gefunden, diese Stücke nicht nur zu sammeln, sondern auch das, was ich über sie erfahren konnte, hier niederzulegen. Die auf den Hohlziegel aufgesetzten primitiv gearbeiteten Köpfe sind durchschnittlich von der Grösse eines Kinderschädels. Ihre Gestaltung erinnert an die Opferköpfe des Altertums und an diejenigen aus neuerer Zeit der Wallfahrtsorte Haselbach und Taubenbach (siehe Andree, *Votive und Weihgaben* 1904 S. 113. 139). Auch hier sieht man wieder, dass die primitiven Formen aller Völker und Zeiten gewisse typische Ähnlichkeiten untereinander aufzuweisen haben. Leider ist es mir nicht geglückt, über die Entstehung dieses Brauches etwas zu erfahren.

Diese Köpfe wurden einfach auf Bestellung des Hauserbauers vom Ziegeleibesitzer modelliert, bei welcher Gelegenheit der Meister und der Geselle, wie in vorliegendem Falle von Niederweiler, ihre Namen und Jahreszahl einritzten. Bei den älteren Ziegeln ist mir dieser Brauch nicht bekannt. Ich habe hier die zwei Ziegel, die das Museum besitzt, gezeichnet nebst zwei anderen, die sich noch an Ort und Stelle befinden, und beginne die Beschreibung mit den Exemplaren aus Müllheim, Eschbach und Oberweiler, welche ich nach eingeholten Erkundigungen für die ältesten, wohl hundertjährigen halten muss.

Der Ziegel aus Müllheim (Fig. 1). Ganze Länge 40 *cm*, Breite 19,5 *cm*, Gesamthöhe mit Kopf 19 *cm*. Zu bemerken ist bei diesem wahrscheinlich hundert Jahre alten Exemplare, dass es sich nach rückwärts verjüngt. Die Befestigung des Ziegels auf dem Giebel geschah zuweilen vielleicht durch einen Drahtnagel, der durch das Loch auf dem Kopfe getrieben ward. Bei dem Exemplare von Eschbach (Fig. 2) sieht man ihn noch herausragen.

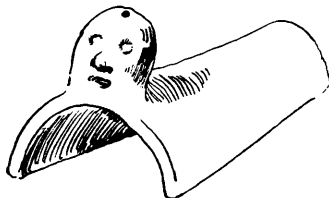


Fig. 1. Kopfziegel aus Müllheim.

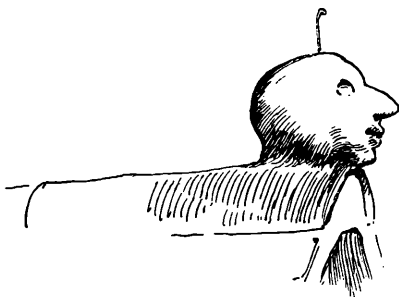


Fig. 2. Aus Eschbach.

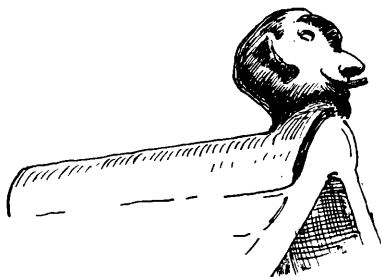


Fig. 3. Aus Oberweiler.

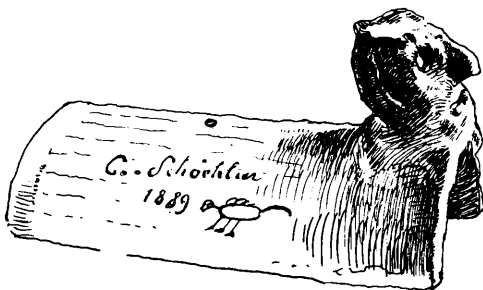


Fig. 4a. Aus Niederweiler.



Fig. 4b. Aus Niederweiler.

Der Ziegel aus Oberweiler (Fig. 3) gehört zu den ältesten seiner Art. Die Bewohner des alten hochgiebeligen Hauses, an dem das Stück angebracht ist, halten ihn hoch in Ehren und glauben, dass er wohl über 200 Jahre alt sei. Ich will mich dieser Ansicht zwar nicht blindlings anschliessen, aber einen Gegenbeweis kann ich auch nicht bringen. Da nun der Ziegel nicht verkauft wird, so musste ich mich mit einer Zeichnung begnügen, die wegen der grossen Entfernung nicht leicht herzustellen

war. Der Stummel, welcher aus dem Munde ragt, gehört zu einer holländischen Pfeife, deren Kopf mit der Zeit verloren ging.

Der Ziegel aus Niederweiler (Fig. 4) stammt aus dem Jahre 1889, wie auf beiden Seiten desselben zu lesen ist. Der Besitzer der Ziegelei hat ihn geformt, d. h. den Kopf auf demselben, und der Geselle den Ziegel, worauf beide ihren Namen darauf eingeritzt haben. Der Besitzer Arnold hat mir selbst mitgeteilt, dass er seinerzeit viele auf Verlangen gemacht habe; es sei einmal so üblich gewesen. Näheres konnte er mir auch nicht sagen. Auf dem Kopfe war noch ein Hut, der aber mit der Zeit den Steinwürfen der Jugend nicht standhalten konnte. Die Augen, die dem Scheine nach aus einer weissen Masse hergestellt sind, waren früher Porzellanverschlüsse von Bierflaschen, die vor dem Brande in den weichen Lehm gesteckt wurden. Die Befestigung des Ziegels auf dem Dachfirst der Ziegelei geschah durch einen Nagel, der nicht durch den Kopf, sondern durch den Rücken des Ziegels getrieben wurde. Die Masse des Ziegels sind folgende: Ganze Länge 36 cm, Breite 20 cm, ganze Höhe 20 cm, Dicke 2 cm. Ein vom Ziegeleibesitzer Arnold geformter ähnlicher Ziegel existiert noch in Reintal bei Müllheim. In der Ziegelei bei Müllheim, unweit des Schwimmbades, habe ich einen Kopfziegel gesehen, der aus der neueren Zeit stammt und Ähnlichkeit mit dem eben besprochenen hat. Auch zwischen Schliengen und Lial, eine Stunde von Müllheim entfernt, soll noch ein Exemplar zu sehen sein; leider hatte ich keine Zeit, es anzusehen. Ähnlich ging es mir mit derartigen Ziegeln bei Eschbach und St. Georgen bei Freiburg i. B., die ich von der Bahn aus bemerkte. Einige Kopfziegel sollen früher im Ort Sulzburg bei Freiburg vorhanden gewesen sein. Gelegentlich des Ausflugs der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft von Strassburg nach Achenheim im Jahre 1907 entdeckte Herr Sökeland an einem Hause einen Kopfziegel nach unserem Muster und machte mich darauf aufmerksam. Auch ich habe nachher auf einem Häuschen, das zur nahe gelegenen Ziegelei gehört, einen solchen entdeckt. Zum Schluss fragte ich den Besitzer nach der Bewandnis dieses Ziegels, erfuhr aber auch nicht viel mehr als in Müllheim. Erst auf dem Heimweg, als ich mit Professor Andree über diese Ziegel sprach, teilte er mir zu meiner grossen Freude mit, dass sie zu den 'Neidköpfen'¹⁾ gehören und Ähnlichkeit mit solchen im Bergischen und Westfälischen haben. Sie wurden zur Abwehr gegen böse Geister auf dem Hause angebracht.

Müllheim.

1) Vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde 1879 S. 294f. Andree, Ethnographische Parallelen, 1, 127 (1878). W. Schwartz, Sagen der Mark Brandenburg 1887 S. 4.

Spatzenhafen aus Müllheim in Baden.

Von Hugo von Preen.

Hinter dem Amtsgarten in Müllheim, an einem Hause der Hafnergasse, bemerkte ich zwei bauchige Tongefässe. Das eine zierte den Giebel des Hauses, während das andere mit der kleinen halsartigen Öffnung nach

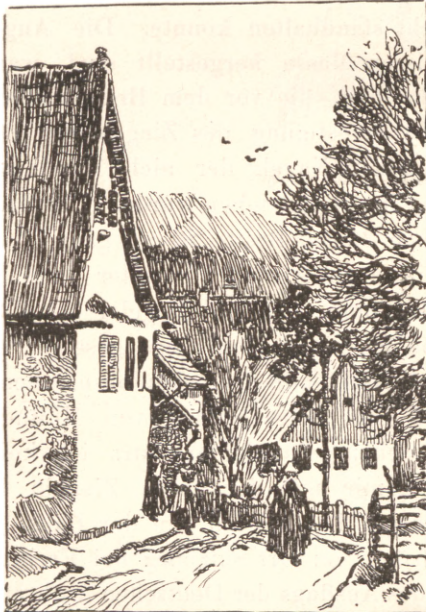


Fig. 1. Haus in Müllheim.

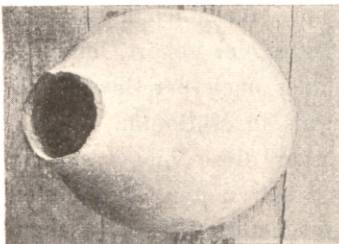


Fig. 2. Spatzenhafen aus Müllheim.

aussen neben dem Giebelfenster an der Hauswand aufgehängt war (Fig. 1). Dieses letztere Gefäss, 'Spatzenhafen' genannt, diente seinerzeit als Nistkästchen für Vögel (Fig. 2). Es war aus unglasiertem Ton hergestellt und wurde mit dem halb geöffneten Boden an einem in die Hauswand geschlagenen Nagel aufgehängt. Der Hafner des Ortes zeigte mir in seinem Laden einen Spatzenhafen, den sein Vater geformt und glasiert hatte. Diese glasierten Gefässe aber bewährten sich nicht, denn die Vögel scheuten sich, das glänzende Gehäuse zu beziehen.

Was die Verwendung des Spatzenhafens als Giebelschmuck betrifft, ist zu bemerken, dass die Bewohner des Hauses diesen als ein geeignetes Gefäss ansahen, um Hauswurz darin unterzubringen. Gewöhnlich findet man diese in der Volksmedizin bekannte Pflanze hier auf den Steinpfeilern der Tore, in Bayern und Österreich dagegen auf

Schornsteinen und Dächern. Bezeichnend ist für die Zähigkeit des Volkes, alte Bräuche zu beobachten, dass sogar der protestantische Markgräfler von der Hauswurz und dem Glauben an ihre Heilkraft nicht lassen kann. Den Spatzenhafen habe ich dem Berliner Museum zukommen lassen als originelles Zeugnis eines jetzt verschwundenen Brauches.

Müllheim.

Dunkelfarbige Marienbilder.

Von Hermann Sökeland.

Das Bild der heiligen Maria, wie wir es uns vorstellen, ist jedem bekannt, nicht aber so bekannt ist im protestantischen Norddeutschland, dass die Madonna nicht selten auch mit schwarzer und dunkelbrauner Hautfarbe dargestellt wird. Fig. 1 zeigt uns eine solche dunkelfarbige



Fig. 1. Marienstatuette in der k. Sammlung für deutsche Volkskunde zu Berlin.



Fig. 2. Marienbild in Tschenstochow.

Maria; das Christkind, welches sie auf dem Arm trägt, ist leider verstümmelt. Als der Verfasser noch die Ehre hatte, die jetzt Königliche Sammlung für deutsche Volkskunde in Berlin zu leiten, wurde dies kleine Bildwerk dem Museum als Geschenk überwiesen; es war in München von unserem Gönner Herrn W. v. Schulenburg gekauft. Die eigenartige Darstellung von Mutter und Kind reizte, nachzuforschen, ob derartige Bildwerke häufig vorkommen, und warum Maria mit dem Kinde dunkelhäutig dargestellt wurde.

Eine Umschau in der einschlägigen Literatur zeigte, dass im katholischen Europa viele dunkle Madonnen existieren, die fast alle als wundertätig berühmt sind. Für Russland und die slawische Welt überhaupt ist es die Madonna von Tschenstochow (Fig. 2), die Madonna von Wladimir in Moskau, die heilige Mutter Gottes von Kasan (Fig. 3) usw. In Frankreich geniessen hohe Verehrung die im Bezirk von Puy-de-Dôme, von Rodez, von Toulouse und an anderen Orten. In Deutschland und der Schweiz haben wir derartige Bildwerke in Einsiedeln, Alt-Öttingen (Fig. 4), Breslau (Fig. 5), Köln, bei Würzburg usw. Man ersieht aus vorstehender Aufstellung, die sich leicht vermehren liesse, wie zahlreich die mehrerwähnte eigenartige Auffassung von Mutter und Kind vorkommt.



Fig. 3. Marienbild in Kasan.

Warum haben nun die alten Künstler die heilige Maria so abweichend dargestellt?

Eine nach jeder Richtung hin befriedigende Antwort ist bis jetzt in der Literatur nicht zu finden, obgleich mancherlei erklärende Versuche gemacht wurden. Zuletzt bearbeitete Herr Dr. F. Pommerol dies Thema und hielt 1901 in der Januarsitzung der Pariser Anthropologischen Gesellschaft einen Vortrag darüber, von dem die Vossische Zeitung in ihrer Nummer 340 vom 23. Juli 1901 einen kurzen Auszug brachte. Dieser Hinweis veranlasste mich, die bereits begonnene Bearbeitung bis zum Er-

scheinen von Pommerols gedrucktem Vortrag liegen zu lassen. Andere Aufgaben jedoch traten dazwischen, bis eine Aufforderung des Herrn Professor Roediger, im Berliner Verein für Volkskunde über dies Thema zu sprechen, mich bestimmte, jene Arbeit abzuschliessen.

In den Kirchen und Kapellen wird vielfach die Sage erzählt, dies Marienbild sei schon sehr alt, seine göttliche Herkunft habe sich aber erst gezeigt, als bei einem grossen Brande die Kapelle bis auf den Grund abbrannte; das Volk sei sehr betrübt gewesen, am meisten darüber, dass das sehr verehrte Holzbild der Mutter Gottes mit verbrannte. Beim Forträumen des Schuttes aber zeigte sich, dass die Madonna gar nicht verbrannt, sondern nur infolge der grossen Hitze das bisher helle Antlitz von Mutter und Kind schwarz gefärbt worden war. Seit dieser Zeit habe dann die Verehrung des Bildwerkes noch wesentlich zugenommen.

Im Gegensatz hierzu folgen die katholischen Geistlichen vielfach der Meinung, die Braun im 'Organ für christliche Kunst' 8, 109. 125 (1858)

ausführlich zu begründen versuchte, dass eine Stelle des Hohen Liedes Salomonis Kap. 1, 5—6 als Ursache für die schwarzbraune Gesichtsfarbe anzusehen sei: „Ich bin schwarz, aber gar lieblich, ihr Töchter Jerusalems, wie die Hütten Kedars, wie die Teppiche Salomos. Sehet mich nicht an, dass ich so schwarz bin! Denn die Sonne hat mich so verbrannt.“ Der Autor sucht nachzuweisen, dass nur der Bibeltext die Bildschnitzer und Maler beeinflusst habe, und zieht auch Vers 14 des 44. Psalms heran,



Fig. 4.

um zu erklären, warum auf den in Rede stehenden Bildern Maria das Kind immer auf dem linken statt, wie sonst meist, auf dem rechten Arm trage: *'Astitit regina a dextris tuis in vestitu deaurato, circumdata varietate'* (die Königin steht zu deiner Rechten usw.). Diese Worte seien in den Breviergebeten der katholischen Kirche auf die Heilige Jungfrau gedeutet und somit den Malern der Weg gewiesen worden; auch hätten die mittelalterlichen Theologen immer diese Stelle angeführt, wenn es festzustellen galt, welchen Platz Maria im Himmel einnehme.

Obgleich nun, wie Pommerol nachweist, in der Kirche la Daurade in Toulouse sich tatsächlich die Inschriften aus dem Hohen Liede Salomonis: „Nigra sum, sed formosa“ (Ich bin schwarz, aber gar lieblich) und „Fulva sum, quia decoloravit me sol“ (Sehet mich nicht an usw.) befinden, hält diese Erklärung für die Entstehung der mehrerwähnten Marienbilder doch nicht stand. Denn wenn die Maler und Bildhauer wirklich durch diese Stellen veranlasst worden wären, Mutter und Kind mit dunkler Hautfarbe



Fig. 5. Marienbild in Breslau (?).

darzustellen, dann hätten sie doch, abgesehen von anderen Gründen, Maria stets so und nicht anders wiedergegeben; die schwarzen und braunen Muttergottesbilder bilden indes nur Ausnahmen, nicht aber die Regel. Wohl aber werden jene Stellen des Hohen Liedes dazu gedient haben, den Kultus solcher Madonnen in der katholischen Kirche überhaupt zu gestatten.

Im Gegensatz zu der vorstehenden Auffassung, welche die eigenartige Darstellung aus dem Christentum erklärt, sieht F. Pommerol¹⁾ ihren

1) *Bulletin de la société d'anthropologie de Paris*, 5. série 2, 83—88 (1901): 'Origines du culte des vierges noires.'

Ursprung in dem unverstandenen Heidentum. Wenn er aber wörtlich versichert: „Wir wissen nicht, ob jemals irgend jemand diesen Kultus wissenschaftlich besprochen und seinen Ursprung erklärt hat. Wir kennen keine Arbeit über diesen Gegenstand und benutzen nur unsere eigenen Studien“ usw., so ist ihm auffälligerweise entgangen, dass lange zuvor namhafte deutsche Gelehrte, wie Jakob Grimm 1844, Piper 1847, Ranke 1856, Jakob 1885, sich mehr oder minder ausführlich mit dieser Frage beschäftigt haben; auch sein als Kunstforscher hochgeachteter Landsmann Rochette besprach in seinen *‘Études sur les Vierges noires’* 1882 das Thema, und bereits Goethe äusserte sich 1816 über die vorliegende Frage.

Vergleichen wir nun die Anschauungen Pommerols mit den vor ihm veröffentlichten obiger Autoren!

Nachdem Pommerol festgestellt, dass es in Frankreich viele derartige Muttergottesbilder gibt (von anderen Ländern erwähnt er nichts), bemerkt er, dass sie sich fast immer in der Nachbarschaft von Quellen befänden, die ihnen geweiht seien. Die Sage berichte ferner, dass eine schwarze Muttergottes zur Zeit der Kreuzzüge durch den heiligen Avitus in eine unterirdische Kapelle kam, über welcher später die erste christliche Kirche von Port (Clermont-Ferrand) gebaut wurde. P. untersucht nun, in welcher Weise von der alten christlichen Kunst Mutter und Kind dargestellt wurden; er weist darauf hin, dass oft die Jungfrau Maria sitzend das Kind auf den Knien hält, ebenso oft aber stehend auf den Armen trägt, und dass manchmal das Kind auf ihren beiden Armen sitzt, und versucht, diese verschiedenen Darstellungen auf ägyptische und assyrische Vorbilder zurückzuführen, indem er auf die alten Bildwerke der sitzenden Göttin Isis mit ihrem Sohne Horus hinweist, die wiederum in mütterlichen Göttinnen Assyriens, welche ihr Kind auf dem Schosse halten, ihr Vorbild haben. Die alten Bildwerke waren aus schwarzem Granit oder aus Ebenholz hergestellt, wie dasjenige der Diana von Ephesus. Zu aller Zeit habe die schwarze Farbe die Einbildung des Volkes beschäftigt. Jupiter lapis wurde in Rom in Form eines schwarzen Steines verehrt, ebenso die berühmte Magna Mater Phrygiens. Die Göttin Astarte war nach Tacitus im Tempel von Paphos ebenfalls durch einen konischen schwarzen Stein dargestellt. Die Keilschriften erwähnen sieben die Planeten darstellende schwarze Steine, die in dem Tempel von Uruck in Chaldäa verehrt wurden; ferner erinnert P. an den schwarzen Stein, der in der grossen Moschee von Mekka angebetet wird, und der wohl mit dem muselmännischen Halbmond direkt aus dem assyrischen Kultus herstammte. Das Christentum habe dann die im Altertum der Isis, der Magna Mater, der Diana, der Aphrodite und allen Göttinnen der griechisch-römischen Welt geweihten Kulte in einer gewaltigen religiösen Verbindung miteinander verschmolzen. Alle jene Gottheiten verkörperten unter verschiedenen Formen dieselbe Idee: den Kultus der Frau, der fruchtbaren Natur. Das Christentum fand überall

jene weiblichen Idole, die Sinnbilder der Mütterlichkeit verbreitet; da entstand (sagt Pommerol) im 3. und 4. Jahrhundert die Verehrung der jungfräulichen Mutter Gottes, die bald den Kultus der schwarzen Steine und der alten Göttinnen aus Ebenholz und Granit ersetzte.

Für seine Erklärung führt P. einige immerhin merkwürdige Belege an. In Gallien, wo die Isisreligion sich lange erhielt, soll eine antike Bildsäule dieser Göttin, ihren Sohn Horus nährend, noch bis ins 18. Jahrhundert als Maria verehrt worden sein, und zwar in der Kirche Saint-Germain-des-Prés in Paris. Ferner soll im Anfange des 7. Jahrhunderts in Rouen eine Venusstatue verehrt worden sein, und auf Cypren sollen die Bauern heute noch den Marienkultus mit dem der Göttin von Paphos verbinden, indem sie in den Kapellen der Insel die Muttergottes unter dem Namen Panhagia Aphroditissa anrufen. Im römischen Gallien habe Isis ihre Tempel sicher bei heiligen Quellen gehabt, deren Kultus aus keltischen Überlieferungen stamme. Dieselben Orte nun, die früher den Gottheiten des Heidentums geweiht waren, erhielten dann die schwarze Muttergottes. Die Einwohner der Umgegend von Pierre-sur-Haule sollen noch heute die Diana negro oder schwarze Diana anrufen. Nahe bei Mont Doré gibt es ein Dorf und ein Col de Diane.

Soweit Pommerol. Sehen wir nun zu, was die oben erwähnten Autoren so viel früher als P. sagten!

Goethe¹⁾ spricht in seinen Betrachtungen über die Entwicklung der Kunstgeschichte, namentlich der byzantinischen, den Gedanken aus, diese Bilder hätten wahrscheinlich ägyptischen, äthiopischen, abessynischen Anlässen ihr Dasein zu verdanken; bei besonderer Bearbeitung der Kunstgeschichte jenes Teils würde sich das wohl genauer erweisen lassen. — Jakob Grimm²⁾: „Auch die Alten stellten Demeter als zürnende Erdgöttin schwarz dar, ja zuweilen auch ihre der Unterwelt verfallene Tochter Persephone, die schöne Jungfrau. Der schwarzen Aphrodite (Melanis) erwähnt Pausanias 2, 2. 8, 6. 9, 27 und Athenaeus (Buch 13). Bekannt ist die ephesische schwarze Diana, und dass im Mittelalter schwarze Marienbilder geschnitzt und gemalt wurden. Die heilige Jungfrau erscheint dann als trauernde Erd- oder Nachtgöttin. Solche Bilder zu Loretto, Neapel, Einsiedeln, Würzburg, Öttingen (Goethes Briefwechsel mit einem Kinde 2, 184), Puy, Marseille und anderwärts. Bedeutsam zumal scheint, dass auch die im Tartarus hausende Erinnyes oder Furia schwarz und halbweiss, halbschwarz gebildet wird.“ — Piper³⁾ sagt: „Dagegen an die ephesinische Diana erinnern die schwarzen Marienbilder, in denen sie als trauernde

1) Goethe, Über Kunst und Altertum 1, 1, 144 (1816) = Werke, Sophienausgabe 34, 1, 164.

2) Grimm, Deutsche Mythologie, 2. Ausg. 1844, S. 289. Vgl. F. X. Kraus, Geschichte der christlichen Kunst 2, 1, 411 (1897).

3) F. Piper, Mythologie der christl. Kunst 1, 157 b (Weimar 1847).

Nachtgöttin erscheint, zu Loreto, Einsiedeln, Würzburg und an anderen Orten.“

Am ausführlichsten hat sich Ranke¹⁾ geäußert; er weist nach, dass das heidnische Altertum schwarze Göttinnen angebetet habe, dass Demeter und Persephone, dass Aphrodite und Hekate entweder immer oder doch zuweilen schwarz abgebildet wurden, besonders gedenkt er der schwarzen Diana von Ephesus; er nimmt an, dass in den ersten christlichen Jahrhunderten sich der heidnische Kultus mit dem christlichen verschmolzen habe, und sagt wörtlich: „Genug, es wird nicht weit gefehlt sein, wenn wir hiernach annehmen, dass die schwarze Diana von Ephesus es ist, welche in der christlichen Kirche Platz genommen hat.“ Ranke weist noch übereinstimmende Verzierungen an der Kleidung der Diana von Ephesus und bei den schwarzen Marienbildern nach; auch die hohe Krone der Öttinger Madonna soll der Turmkrone der ephesinischen Madonna gleichen.

Vorstehende Äusserungen, die vielleicht noch vermehrt werden könnten, zeigen deutlich, dass Herr Pommerol unbewusst wiederholte, was lange vor ihm ausgesprochen ward. Aufgeklärt ist aber hierdurch die Entstehung der dunklen Marienbilder nicht, obgleich nicht bestritten werden soll, dass in einzelnen Fällen eine schwarz wiedergegebene heidnische Gottheit in der christlichen Kirche Platz nahm. Wir dürfen doch nicht vergessen, dass die christlichen Priester immer alle ihre Macht dazu verwendet haben werden, solche Götzenbilder aus der Kirche zu entfernen. Einen interessanten Beleg hierfür finden wir auch bei Grimm.²⁾ Es heisst dort über heidnische Götzenbilder und Tempel im christlichen Dienst: „Die Erzählung eines Vorfalles aus dem 7. Jahrhundert gehört nach Alamannien. Columban und der heilige Gallus trafen im Jahre 612 bei Bregenz am Bodensee einen Sitz der Abgötterei . . . wo in einem zu Ehren der heiligen Aurelia eingerichteten Bethaus heidnischer und christlicher Kultus sonderbar vermengt war. Dort standen noch drei heidnische Bildsäulen an der Wand, denen das Volk fortfuhr zu opfern, ohne den christlichen Altar zu berühren; es waren ihm seine alten schützenden Gottheiten. Nachdem der Bekehrer die Bilder zerschlagen und in den Bodensee geworfen hatte, wandte sich ein Teil dieser Heiden zum Christentum. Wahrscheinlich entarteten auf solche Weise an mehreren Orten die ältesten christlichen Gemeinden durch das Übergewicht der heimischen Volksmenge und die Fahrlässigkeit der Priester.“ So wie hier die Vita s. Galli berichtet, wird es mehr oder minder überall gewesen sein, und nur in ganz einzelnen Fällen wird wirklich eine heidnische Gottheit bis zum Mittel-

1) W. Ranke, Die Verirrungen der christlichen Kunst, 3. Aufl. 1856 S. 11 (wiedergegeben im Organ f. christl. Kunst 8, 111 und 129).

2) Grimm, Deutsche Mythologie² (1844) S. 97.

alter oder gar noch später in einer christlichen Kirche verehrt worden sein. Die grosse Menge der seit dem Mittelalter existierenden schwarzen und braunen Madonnen kann aber mit heidnischen Überlieferungen nicht erklärt werden, noch viel weniger der Umstand, dass fast alle dunklen Marienbilder im byzantinischen Stil gemalt wurden.

Hier wäre nun zunächst festzustellen, was wir über das Aussehen der heiligen Maria überhaupt wissen.

Die ältesten uns bekannten Abbildungen der Madonna befinden sich in den römischen Katakomben; wir sind über diese durch Rossi, Venturi



Fig. 6. Wandbild in den Katakomben der Priscilla.

und andere, die sich wieder mehr oder minder auf Rossi stützen, gut unterrichtet. Die berühmteste und älteste Darstellung befindet sich auf einem Wandgemälde in einem Kubikulum der Priscilla-Katakombe in Rom (Fig. 6). Nach Rossi ist hier Maria mit dem Propheten Jesaias dargestellt, der auf das Licht hinweist, das aufgehen wird. Jesaia 9, 2 und 60, 2. 3. 19. Rossi glaubt, dass dies Bild spätestens in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts gemalt wurde; ja, er vermutet, dass es noch unter den Augen der Apostel, also wesentlich früher, entstand. Andere setzen es zwischen 150 und 170 nach Chr. Alle Kenner aber sind der Ansicht, dass wir in diesem Bilde das älteste und schönste Marienbild besitzen.

Ausser diesem sind nun noch mehrere Bilder¹⁾ uns in den römischen Katakomben erhalten (Fig. 7 und 8), aber bei keinem ist ein Anzeichen für eine Darstellung mit dunkler oder gar schwarzer Hautfarbe zu entdecken. Wir werden also, da die in in den Katakomben erhaltenen



Fig. 7. Aus den Katakomben des h. Petrus und Marcellinus.



Fig. 8. Wandbild aus der Katakombe des h. Marcellinus und Petrus.

Darstellungen nur bis zum 4. Jahrhundert reichen, es mit einer vielleicht zufällig entstandenen späteren Abirrung zu tun haben.

Schon oben erwähnte ich Goethes Hinweis auf den byzantinischen Charakter unserer Madonnen, von denen Fig. 9 eine der ältesten darstellt. Weitere Aufklärung liefert uns das 'Malerbuch vom Berge Athos', auf das

1) Die Abbildungen Fig. 6, 7 und 9 sind dem Werke 'Die Madonna' von Adolf Venturi, bearbeitet von Theodor Schreiber (Leipzig, J. J. Weber 1900) entnommen; Fig. 8 stammt aus Lehner, Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten (Stuttgart 1881).

mich Herr Prof. Dr. W. Schmidt vom Königlichen Nationalmuseum in München freundlich verwies.

Der bekannte französische Geistliche und christliche Archäolog Didron der Ältere besuchte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts (1843) griechische Kirchen und Klöster, um die Geschichte der byzantinischen Heiligenbilder zu studieren. Er und seine Reisegefährten waren auf das höchste erstaunt über die Fülle von Heiligenbildern und ganzen Szenen aus dem Alten und Neuen Testament, mit denen sie die Wände der



Fig. 9. Aus Santa Maria Maggiore in Florenz.

Kirchen und Kapellen bedeckt fanden. Ihr Erstaunen wuchs, als es im weiteren Verlauf ihrer Studien sich zeigte, dass, obgleich die gemalten Bilder aus den verschiedensten Zeiten stammten, Stil und Auffassung sich fast gleich blieben. Es war nicht zu unterscheiden, ob eine Madonna aus dem 12. oder dem 17. oder 18. Jahrhundert stammte usw. Die Reisenden wunderten sich, in Athen denselben Johannes aus neuerer Zeit zu finden, von dem sie in der Markuskirche in Venedig ein weit älteres Exemplar kopiert hatten. Der Maler des 18. oder 19. Jahrhunderts schien den des 10. oder 11. einfach fortzusetzen; Zeit- und Ortsverschiedenheiten schienen keinerlei Einfluss auf den Stil ausgeübt zu haben. Dabei war nicht nur die Form dieselbe, sondern auch Farbe und Gewandung, sogar die Zahl und Fülle der Falten usw.

Nachdem Didron mit seinem Gefährten Attika, Böotien, Livadien und

den alten Peloponnes durchforscht hatte, ohne hier eine Aufklärung für die sich überall gleichbleibende byzantinische Malerei in den Kirchen zu finden, an der alle späteren Kunstperioden spurlos vorübergegangen waren, und nachdem sie in Thessalien und Makedonien dieselbe Beobachtung gemacht, kam er zum Berge Athos, dieser Mönchsprovinz, welche, obgleich schon seit langem unter türkischer Herrschaft stehend, sich doch vollständige Freiheit des Bekenntnisses gewahrt hat.

Ich widerstehe der Versuchung näher auf die Beschreibung der Athosklöster einzugehen¹⁾, ich will nur kurz darauf hinweisen, dass auf der

1) Heinrich Brockhaus, Die Kunst in den Athosklöstern (Leipzig 1891).

östlichsten Landzunge der Chalkidike-Halbinsel im Ägäischen Meer der Berg Athos, der heilige Berg, liegt und dass nach ihm die ganze 40 *km* lange und über 10 *km* breite Landzunge benannt ist. Diesen kleinen Streifen Landes bewohnen ausschliesslich gegen 7000 Mönche in zwanzig grossen Klöstern, die man mit kleinen Städten vergleichen könnte, in zehn dorfähnlichen Ansiedlungen 'Skiten' genannt, 250 einzelnen Zellen und 150 Einsiedeleien. Jede Einsiedelei hat ihr Betzimmer, jede Zelle ihre Kapelle und jedes Kloster seine Kirchen. Das kleinste Kloster hat 6 und das grösste 33 Kirchen und Kapellen, im ganzen sind in dem kleinen Gebiet 935 Kirchen, Kapellen und Bethäuser. Die Klöster ziehen sich meist am Strande entlang. Die Gründung dieser eigenartigen Anlage erfolgte im 10. Jahrhundert. Alle diese Gotteshäuser wie auch die Refektorien in den Klöstern sind in reichlichster Weise durch Malereien geschmückt, welche seit den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag von Malermönchen ausgeführt wurden.

Gleich in dem ersten Athos-Kloster, welches Didron betrat, fand er in der mit Gerüsten versehenen neuerbauten Kirche Maler beschäftigt, die Innenwände mit Freskogemälden nach dem alten und neuen Testament in genau derselben byzantinischen Weise zu schmücken, die seine Bewunderung in den anderen besuchten griechischen Kirchen erregt hatte. Er stieg selbst mit auf das Gerüst und konnte sich nicht genug darüber wundern, mit welcher Schnelligkeit und Sicherheit, ohne Karton, ohne Zeichnung und ohne Modell die Bilder entstanden. Dabei fand eine richtige Arbeitsteilung statt; der jüngere Bruder breitete den Mörtel auf der Mauer aus (es handelte sich um Freskobilder), der Meister skizzierte das Gemälde, der erste Zögling füllte die Umrisse aus, welche der Meister angedeutet hatte; ein anderer Zögling vergoldete die Heiligenscheine, malte die Inschriften, und die Jüngsten rieben und rührten die Farben. So entstand unter den Augen Didrons in einer Stunde ein fast lebensgrosser Christus, so vorzüglich gemalt, dass er den Maler unbedenklich als gleichwertig mit den ersten der damaligen französischen Maler ansah. Als im Verlauf der Unterhaltung die Verwunderung Didrons über diese Kunstleistung immer lebhafter wurde, sagte schliesslich der bescheidene Mönch, Joasaph mit Namen: 'Seht, Herr, das alles ist weniger ausserordentlich, als Ihr meint, und ich wundere mich über Euer Erstaunen, das gar nicht enden will. Seht, hier ist ein Manuskript, worin man uns alles lehrt, was wir zu tun haben. Hier lernen wir unseren Mörtel, unsere Pinsel, unsere Farben bereiten, unsere Gemälde zusammensetzen und ordnen. Da sind die Inschriften und Denksprüche, die wir malen müssen, und welche ich diesen jungen Leuten, meinen Schülern, diktieren, aufgezeichnet'. — Hierauf übergab er ihm ein Manuskript, welches die Inschrift 'Anleitung zur Malerei' hatte. Didron überzeugte sich schnell, dass dies handschriftliche Werk in ausserordentlich sorgfältiger und genauer Weise Vorschriften

über die Darstellung der Szenen aus dem Alten und Neuen Testament enthielt. Der erste rein technische Teil handelt nur von dem beim Malen zu beachtenden Verfahren, wie Pinsel und Farben zu bereiten sind, wie der Untergrund bei den Fresken und Gemälden gefertigt wird, und wie man diese malt. Im zweiten Teil sind die symbolischen und geschichtlichen Gegenstände, welche gemalt werden sollen, auf das genaueste beschrieben; der dritte Teil gibt die Stellen an, in denen in Kirchen, Speisesälen usw. diese oder jene Figuren oder Gegenstände zu malen sind, und im vierten Teil wird der Charakter, in dem Christus und die heilige Jungfrau gemalt werden müssen, beschrieben und die Beischriften angegeben.

Nun hatte Didron die Erklärung einerseits für die grosse Fertigkeit des Malers und andererseits für die Gleichmässigkeit der Arbeiten. Das ihm vorgelegte Exemplar war etwa 200 Jahre alt, der eigentliche Kern aber viel älter¹⁾. Ausserdem existierten im Klostergebiete noch andere Abschriften; jedes Maleratelier besass eine, und in Kars allein waren noch vier Malschulen. Nach manchen Schwierigkeiten erhielt Didron eine Abschrift und gab sie 1845 in französischer Sprache als *'Manuel d'iconographie chrétienne grecque et latine'* heraus. Die von mir benutzte Verdeutschung von Godehard Schäfer (Handbuch der Malerei vom Berge Athos) erschien 1855 in Trier. Den Inhalt bilden, wie erwähnt, ausserordentlich genaue Vorschriften, und zwar geht der Verfasser hierin viel weiter, als dies in dem um 1100 verfassten lateinischen Theophilustraktat mein Landsmann, der Benediktinermönch Rugkerus in Helmershausen, tut²⁾. Während in diesem Werke der technische Teil überwiegt (er umfasst allerdings bedeutend mehr Gebiete), und hinsichtlich der Ausführung das künstlerische Empfinden des einzelnen massgebend ist, hat es das griechische Malerbuch nur mit der Malerei zu tun; es gibt aufs Sorgfältigste nicht nur an, wie die Farben usw. herzurichten sind, sondern auch wie jede einzelne Szene aus dem Alten und Neuen Testament gemalt werden muss; für jede Figur existieren die genauesten Vorschriften.

In §§ 16—23 beschreibt das Malerbuch die Fleischfarbe der Marien- und Christusbilder, wie der Heiligenbilder überhaupt; nur fehlen leider die Quantitäten ihrer Bestandteile:

§ 16. Über die Bereitung des Proplasma des Pauselinos. Nimm Weiss . . Drachmen, Oker . . Drachmen; Grün . . Drachmen; Schwarz . . Drachmen, zer-
reibe all dies zusammen auf einer Marmorplatte und sammle die Mischung in
ein Töpfchen und lege damit den Grund an, wenn du Fleisch malen
willst!

1) Nach Brockhaus und F. X. Kraus (Geschichte der christlichen Kunst 1, 583. 1896) sind mehrere Partien erst im 16. bis 17. Jahrhundert entstanden.

2) Theophilus, *Schedula diversarum artium*, hsg. von A. Ilg (Wien 1874).

§ 17. Über das Skizzieren der Augen, der Augenbrauen und anderer Teile, welche man an den Bildern mit Fleischfarbe darstellt. Mische Schwarz und Violett, skizziere, was du willst, anfangs fein, dann stärker, auf die Augensterne, die kräftigen Partien der Augenbrauen und Nasenlöcher lege Schwarz (mit Eiweiss!

§ 18. Ein anderes von demselben. Nimm Umbra . . Drachmen, Bolus . . Drachmen; mische es auf einem Marmor; wenn du es gesammelt hast, so zeichne, was du willst! In den kräftigeren Partien gib die Kraft durch blosse Umbra; für die Augensterne und die Nasenlöcher setze Schwarz!

Diese Paragraphen handeln also von dem Grunde, auf dem die Fleischfarbe gemalt werden soll; wir sehen, wie reichlich dunkle Farben, wie Umbra, Bol und selbst Schwarz und Grün verwandt werden. Die folgenden Paragraphen sprechen von der Fleischfarbe selbst.

§ 19. Wie man die Fleischfarbe machen muss. Nimm venezianisches oder gutes französisches Weiss, venezianischen Oker, suche ähnlichen anderen, wenn du keinen venezianischen hast, dann Zinnober! Willst du, dass (diese Farbe) noch vorzüglicher werde, so zerreibe gleich den Zinnober, tu Wasser hinzu, dass es sich abkläre, und wenn es abgeklärt ist, schütte das Wasser in ein anderes Gefäss ab und lass trocknen! Mische von demselben und mache das Fleisch, und es wird sehr schön werden.

§ 20. Andere Fleischfarbe. Ein ähnliches Rezept, bei dem aber nur Weiss und gelblich-rötlicher Oker verwandt wird.

§ 21. Von der Bereitung des Glykasmus. Nimm zwei Teile Fleischfarbe und einen Teil oder weniger Proplasmus in ein Gefäss, mische sie und so mache den Glykasmus! Mit demselben lege zuerst das Fleisch an, wenn du Fleisch malen willst.

§ 22. Über die Art und Weise Fleisch zu malen. Wenn du den Grund gemacht und das Gesicht, oder was du sonst willst, skizziert hast, so machst du zuerst das Fleisch mit dem Glykasmus, welchen wir dir vollkommen beschrieben haben, und verschwäche denselben gegen die Enden, so dass er von dem Proplasmus sich nicht unterscheidet. Du tust dann Fleischfarbe auf die kräftigeren Partien, indem du dieselbe wie den Glykasmus allmählich verschwächst. Bei Greisen deutest du mit der Fleischfarbe die Runzeln und bei jungen Leuten nur die Augenwinkel an. Trage dann auf dieses Fleisch Weiss mit Vorsicht an, um mehr Licht zu geben, und lege dasselbe auf die dunkleren Teile, denen du Licht geben willst! Lege dasselbe leicht an und das Weiss ebenfalls! Anfangs leicht, und später verstärke die ersten (Striche) an den stärker hervortretenden Teilen! So macht man das Fleisch nach Pauselinos.

§ 23. Vom Rot. Wisse, dass bei der heiligsten Jungfrau und jungen Heiligen du eine sehr feine Lage Rot auf die Mitte des Gesichtes legen musst, indem du Zinnober mit Fleischfarbe verbindest. In die Schatten und auf die Umrisse der Hände lege eine sehr feine Lage Bol; ebenso bei Greisen lege in deren tiefe Runzeln leichtes Bol! Die anderen (Partien), welche über den Augen sind, müssen mit Glykasmus angedeutet werden, wie wir es oben geschrieben haben.

Es kommen dann noch in Betracht:

§ 50. Wie man moskowitzisch arbeitet. Wenn du den Heiligen auf dem Gemälde gezeichnet hast, so vergolde nur dessen Nimbus! Mache dann das Feld in folgender Weise: Nimm Bleiweiss, reibe es mit soviel Indigo, dass man es nicht

mehr für blosses Weiss hält! Du kannst statt des Indigo persisches Blau oder Thingiari mit ein wenig Ei anwenden.

§ 51. Wie man kretensisch arbeitet. Mache also die Gewänder: grundiere sie dunkel, skizziere sie; mache die Hellfarben zwei- oder dreimal, wende dann Weiss an! Die Gesichter mache, wie folgt: Nimm dunklen Oker, ein wenig Schwarz und sehr wenig Weiss, grundiere sie damit und mache mit Violett-Schwarz die Skizzen; für die stärker hervortretenden Teile der Augen und die Augensterne wende reines Schwarz an! Nimm Bleiweiss, ein wenig Oker und Zinnober nach Verhältnis, damit das Fleisch nicht gelb, sondern vielmehr rotweiss werde! Mache dann Fleisch; gib aber acht, dass du das Gesicht bis zu den Umrissen nicht ganz malst, sondern nur die dunkleren Teile mit allmählicher Verschwächung! Lege dann ein wenig weissere Fleischfarbe auf die hervortretenden Teile und auf das leichte Weiss! Mache ebenso Fleisch für Hände und Füsse usw. (Folgen Vorschriften für das Haar.)

Aus diesen Vorschriften sehen wir, dass der Fleischfarbe ein dunkler, fast schwarzer Untergrund gegeben ward, auf dem die Augen, Mund und Nase mit Schwarz und Violett skizziert wurden. Da aber das Mischungsverhältnis der Farben nicht angegeben ist, so würden wir nicht sehr viel klüger sein, wenn nicht Didron die Malermönche bei ihrer Arbeit beobachtet hätte. Tatsächlich gemalt wurde nun in folgender Weise (Didron-Schäfer S. 94):

1. Der Meister zeichnet den Umriss der zu malenden Figur mit roter Farbe auf.
2. In das Innere dieses roten Striches breitet ein untergeordneter Maler einen schwarzen Grund aus, den er mit Blau hebt, aber in Flachmalerei, wie der schwarze Grund selbst. In dieses Feld zeichnet der Maler dann die Draperien und andere Verzierungen. An das Nackte rührt er nicht, man lässt das dem Meister usw.
3. Der Meister nimmt nun die angedeutete Figur wieder auf und macht den Kopf. Er verbreitet zweimal nacheinander eine Lage schwärzlicher Farbe über die Oberfläche und fixiert strichweise mit einer noch schwärzeren Farbe die Züge der Figur usw.
4. Dann macht er mit Gelb die Stirne, die Wangen, den Hals und das eigentliche Fleisch. Eine erste Lage von Gelb deckt die schwarze Farbe aus; eine zweite macht die Figur hell. Hier ist der passende Grad der Stärke von Bedeutung, und der Ton muss der rechte sein. Nach diesen beiden Lagen gelb, wovon die eine das Schwarze deckt, die andere das Nackte erhellt, sieht man das Fleisch hervorkommen.
5. Eine dritte Deckung dieses Hellgelb, dichter als die beiden ersten, gibt den allgemeinen Ton der Inkarnation. Der Maler macht seine Figur nicht stückweise, sondern ganz auf einmal; er breitet dieselbe Deckung über die ganze Oberfläche, ehe er zu einer anderen übergeht. Die Augen allein sind ausgenommen; man spart sie bis zuletzt. Dann mildert er mit Blassgrün das Schwarz, welches er in den schattigen Teilen gelassen, und das er schon mit Blau belebt hatte. Dann zieht er mit Gelb wieder die Übergriffe des Grün zurück. Dieses Grün, welches das Schwarz mildert, gibt die Schatten. Ist das Fleisch so herausgekommen, so gibt er ihm Leben.
6. Er zieht eine Rosenfarbe über die Wangen, die Lippen, die Augenlider, um sie zu erhellen und Blut in dieselben laufen zu lassen. Dann sieht man unter dunklem Braun, die Augenbrauen, die Haare und den Bart hervortreten und hier hört die Gesichtslinie auf.

7. Die Augen sind noch nicht da; sie sind unter den beiden ersten und allgemeinen Deckungen schwarz geblieben; mit dunklerem Schwarz macht er den Stern und mit Weiss die Hornhaut. Blasses und feines Rosa gibt zuletzt den kleinen leuchtenden Punkt (das Lichtchen) des Auges; das Augenlicht entzündet sich und die Figur steht klar. Die Lippen waren nur angedeutet, der Zug des Mundes war zu schwarz; der Maler erhellt und vollendet Mund und Lippen usw.

Wir sehen hieraus, dass die helleren Teile des Gesichtes auf einem durch zwei- bis dreimaliges Streichen entstandenen dunklen, fast schwarzen Grund stehen, die dunklen Teile, Einfassung von Mund, Augen, Lippen, sowie die Gesichtszüge überhaupt und die Schatten werden durch diesen teilweise gemilderten Grund gebildet. Zum Anmengen der Farben für die auf Leinwand gemalten Bilder diente ein Öl nach den §§ 29—32, welches man aus Firnis und Tannenharz mischte; wurde es zu fest, so kam Naphta dazu, unter Umständen wurde auch Mastix zugesetzt. Auch aus dem Harz des Sandelholzes wurde Firnis hergestellt; ferner aus Naphta und Sandarack. Aus allem geht hervor (und wird S. 449 bestätigt), dass mit einem sehr dunklen Firnis gearbeitet wurde.

Mit diesem selben dunklen fetten Ölfirnis wurde aber jedes fertige Ölbild noch überzogen, wodurch die Bilder schon bald ein dunkles Aussehen erhielten. Man könnte nun einwenden, alle dort gemalten Bilder müssten fast schwarz sein. Dem ist nicht so, denn die chemische Zusammensetzung der Farben ist nicht gleich, auch sind die späteren äusseren Einflüsse nicht dieselben. Man bedenke, dass ein Marienbild mit dem Kinde oft, aber durchaus nicht immer, einen hervorragenden Platz am Hauptaltar einnahm und hier Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte lang der Rauch¹⁾ vieler Altarkerzen darauf einwirkte. Ein solches, fast schwarz gewordenes Bild wurde dann schwarz kopiert. Ich denke also nicht, dass irgendwelche heidnischen Einflüsse bei der Entstehung der schwarzen Muttergottesbilder massgebend waren, sondern glaube, dass der Einfluss der eigenartigen Malerei vom Berge Athos daran schuld ist. Man hat zufällig schwarz oder fast schwarz gewordene Madonnen in unverstandener Weise kopiert und gleich mit schwarzer Hautfarbe dargestellt.

Ich bemerke zum Schluss noch, dass es für das Alt-Oettinger Bild, welches in romanischer Zeit entstand, bewiesen ist, dass es ursprünglich hell war. Darum erscheint auch vielleicht das Kinde auf dem anderen Arm.

Berlin.

1) Vgl. St. Beissel, Die Verehrung unserer lieben Frau in Deutschland während des Mittelalters (Freiburg i. B. 1896) S. 88 f. — Weitere Literatur über unser Thema findet sich in *Revue de l'art chrétien* 27, 225 (Lille 1884). *Revue du monde cathol.* 50, 673 (Paris 1877). Otte, *Handbuch der kirchl. Kunst-Archäologie* ⁶ 1, 585 Anm. *Mitteilungen der K. K. Centrankommission zur Erforschung der Baudenkmale* 8, 207 (Wien 1863). Jakob, *Die Kunst im Dienste der Kirche* (4. Aufl. Landshut 1885) S. 119.

Kleine Mitteilungen.

Handwerksburschengeographie,

ein niederösterreichisches Lied des 18. Jahrhunderts.

1. Hiezt bin i mi schon sat gnuég greist,
Haw gsechen schenie Lendä,
Bleiw gleichwohl no bein alten Läst,
Auf deisch: ein Nar wie endä.
Auf Stein und Krems will i no gen,
Will halt mein Virwiz bießen;
Aft wan i kim hin ab auf Wien,
Da will i d Räs halt bschließen.

2. In Steüermarkh da gfolts mir nôt,
Bin drey Jahr drinen gweßen;
Ein Sterz auf d' Nacht, ä Stro ins Bött,
S ist nix als Knödl z' frößen.
Der Strugel soll fein exdrä sein,
Danks dirs mit deinä Muttä,
Alle liewi Dag ein Hänbrein
Is nur ä Gimpelfuedä.

3. Der Luedenwerger steigt in Kobf
Und macht in Ohren Sausen.
Ä ichter Steuer hot ein Kropf,
Daß tuth mir schon z'uill graußen;

Und wer ein Kees dragt um den Hals
So gros als wie d' Lemoni,
Den schezt man dort schon über als
Und setzt ihm oben ohni.

4. Und wan mâr einen fragen will,
Wohin da geth die Straßen,
Da zihens auf daß Bintventill,
Bis ihre Kröpf anblaßen;
Aft reißen erst die Goschen auf
So gros als wie ein Stall
Und göwen endlich d' Antwort drauf:
'Sunst weis i gahr kein Dall.'

5. In Körnden bin i ä schon gwöst,
Haw drin niet vill ehrfahren;
Wons drinen geet am allerbest,
Giwst nix als Kröpf und Nähren.
Die Kost vil ordinäri schir
Is Dalgen, Brein und Blenten,
Vom Stein dafür daß saure Bir,
Sein all vier Elementen.

1, 1 vgl. Erk-Böhme, Liederhort nr. 1608: 'I han durch Deutschland uf und a Schon lang und viel mein Bündel tra; Es bleibt derbei, in mein Verstand Gibts no en einzig Schwobeland'. — greist, schriftdeutsche Schreibung für gräst.

1, 3 Läst = Leisten.

1, 4 endä = enther, bisher (Schmeller, Bair. Wtb. ² 1, 93).

2, 3 Sterz = dicker Brei von Mehl oder Kartoffeln.

2, 5 Strugel = Struckel, ein Mehlgebäck (Schmeller 2, 810).

2, 7 Hänbrein = Heidenbrei, Buchweizengrütze (Schmeller 1, 1052). Das von Schön-
bach in der Vjschr. f. Litgesch. 2, 321 herausgegebene steirische Scheltgedicht v. 83 sagt:
'Sy haben ze essen ain gutten prein, und der auff trinken ain gutten wein'.

3, 1 Luttenberg im Südosten der Steiermark, berühmt durch den Jerusalemerwein.

3, 3 Schönbach, Vjschr. 2, 322: „Seit dem 15. Jahrhundert ist der krankhaft und
unschön aufgetriebene Hals der Bewohner vornehmlich in obersteirischen Gegenden den
Reisenden aufgefallen; die ältesten Belege für die Bezeichnung der Steirer als strumosi
und gutturosi stellt Herr v. Zahn in seinen Steiermärkischen Geschichtsblättern 3, 50 zu-
sammen.“ — 3, 4 Daß] Dß Hs (so immer).

4, 1 Den Steirern wird hier langsames Auffassungsvermögen und langsame Sprech-
weise vorgehalten. — 4, 3 Bintventill = Windventil, Nase.

4, 8 Dall = Tal. Sie kennen also nur ihr Heimatstal.

5, 4 Giwst = Gibts. — Nähren = Narren. Seifrit Helbling 14, 144: 'Täpischiu
mære kunn wir sagen dänäch üz der Kerndenære sprach.'

5, 6 Dalgen = Dalken, teigige Masse. — Plenten = Polenta, Buchweizenbrei. —
Ein bekanntes Sprichwort lautet: 'Knödel, Nocken, Mus und Plent sind die vier Tiroler
Element.'

5, 7 Das kärntische Steinbier wird in Bottichen mit glühenden Steinen gesotten,

6. Durchs ganze Krän da bauens auf
Vast alle Meihl ein Galgen.
Wer dort ä Kind hewt aus der Dauf,
Mues zuor die Bstätung zahlen.
Dan selten kemens unter d Ert,
Drum brauchens gahr kein Griften.
Wans Stellen ä bahr Jährl gwehrt,
Därstikhens schon in Liften.

8. In Franckreich hab i gsichen vill,
Dort gibts kuriosi Sachen.
Wer in den Lant vill gelten will,
Der mues Wint kinen machen.
Und weil sie sein an Hazen krumb,
Drum sie auf Stelzen gengen,
Und thueth ä ihter Haterlumb
Än Beitel in d' Har hengen.

7. In Welischland is der Muschgät
Ein rechte Sterkh des Magen.
Doch sein mir d' Leit als z'räwiät,
Duets d' Eifersucht z' fill blagen.
Mit ihrer Fuchtel sein sie flicht;
Wan sie nur ein erblikhen
Ä Weibßbilt schauen in daß Gsicht,
Daus än auf d' Haut gley flikhen.

9. Wie i bin kumen auf Bäris,
Da hab i erst erblikhet,
Wie dort ä jez Schlaraffelgfriß
20 Flekhell ins Gsicht bikhet.
Da dragt ä jete Madmosel
Än Rokh als wie ä Glokken,
Än Kopf als wie ä Lämbelfell,
Recht gsteßen voll mit Lockhen.

10. Aft bin i kemä ins Dirol
Auf Insprug und auf Brixen.
Da gfilen mir die Schizen wohl,
Weils guet versten die Bixen;
Ällän dorth hats mir ä nit gfreit,
I han schon gschmekht den Braten.
Vor 40 Jahren wurt i nit gscheit,
Wär no ä Gfahr, dats graden.

wozu man grauen Porphyrr verwendet, und schon am dritten Tage getrunken, da es rasch verbraucht werden muss. Ein Zeugnis des 16. Jahrhunderts bei Bischoff-Schönbach, Steirische und kärnthische Taidinge 6, 482, 40.

6, 2 Meihl (statt Mähl) = Meile. Joa. Boemus, *De omnium gentium ritibus* 3, 18 (1539 S. 239) berichtet von der Strenge der Klagenfurter gegen Diebe: 'Si quis in furti suspitionem venerit, e vestigio suspenditur; postridie de suspitione iudicant.'

6, 4 Bstätung = Begräbnis.

6, 7 Wan] Hs.

7, 4 Eirfer sucht] Hs. — Zur Sache vgl. Stranitzky, *Ollapatrida* 1711 cap. 27. Anzeiger f. K. d. d. Vorzeit 1874, 106: 'Italus in amoribus zelotypus.'

7, 5 flicht = flink.

8, 5 Harren] Hs.

8, 8 Der Haarbeutel kam um 1720 auf und ward bis gegen Anfang des 19. Jahrhunderts getragen.

9, 3 Schlaraffelgfriß = alte Weibsperson (Schmeller 2, 532).

9, 4 Die Schönheitspflästerchen (*mouches*), die bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein Toilettenrequisit gebildet hatten, kamen 1745 durch Madame de Pompadour wieder in Mode und verschwanden mit dem Regierungsantritt Ludwigs XVI. (Weiss, *Kostümkunde* 2, 1217).

9, 6 Der Reifrock war von 1715 bis 1750 modern, nachdem er bereits um 1620 abgetan worden war, und nahm enorme Dimensionen an. Erst unter Marie Antoinette tauchte er wieder auf. — 9, 8 gsteßen = gestopft (Schmeller 2, 789).

10, 6 Auch der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz schreibt 1675 an seinen Sohn über Tirol: 'Dort wird man erst im vierzigsten Jahr klug' (Schreiben ed. Holland 1884 S. 269). J. Rohrer, *Über die Tiroler* 1796 S. 76. Sonst sagt man dies den Schwaben nach; vgl. A. Keller, *Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors* 1907 S. 111. ZfdA. 6, 258.

10, 8 graden = geraten.

11. Ins Schwaben bin i à gmärschirt;
 Dan i haw ghert därzellen,
 Wie nämlä d' Schwawen goräschirt,
 Dß 9 von 15 Ellen
 Mit einen Spies sich hawen gwagt
 Woll über einen Haßen
 Und hawen da nix mehr därjagt
 Als nur à lange Naßen.

12. Wie i bin kemä aus den Lant,
 Da miest i mi z' Dott krazen;
 Leis han i kriegt virs Vatterlant
 Von ihren Gsint und Frazen.
 Die Schnagen fingen z' drukken [!] an,
 I het schir schelten mögen;
 Bein Schlabrämmen und Mordian
 Sie nehmen mir daß Lewen.

13. Ins Barn wie i kemä bin,
 Da rend mir d' Sau engegen,
 Da fircht i mi ganz mörderli,
 I mecht à Sau aufhewen.
 Da macht i mi in aller Still
 Balt widerum auf d' Straßen,
 Die Bratwurst von der ersten Vill
 Han i den Bärn glaßen.

14. Die Bemen hawen Köpf wie d' Stir
 Und sein schir all leiweigen,
 Die Kerll saufen nix als Bir,
 Bis Germ thueen speiwen.
 Dß Stellen hawens à schon gwant,
 Sie sein als wie die Kazen;
 Kein Nägel bleiwet an der Want,
 Der nicht kumbt in ihr Brazen.

15. Ins Hollant han i mi à gwagt,
 Und wie i bin hingangä,
 Da han i fleisig nahgefragt,
 Wie sie den Stockhfish fangen.
 Ällän es is mir gangen vir,
 Sie mechten mich ansechen
 Wohl vir à solches Wunterdir,
 Drum dätt i wieder gehen.

11, 2 gher] Hs. — 11, 3 goräschirt = courageux, mutig.

11, 4 Über die Hasenjagd der neun (oder sieben) Schwaben vgl. oben 4, 433, Montanus, Schwankbücher 1899 S. 596 und A. Keller, die Schwaben 1907 S. 304–368.

12, 2 Die Unsauberkeit, deren hier die Schwaben bezichtigt werden, ist sonst ein den Bayern nachgesagter Zug (ZdA. 6, 260: die unsaubern Pair).

12, 7 Schlabrämmen, auch Schlapperment = Sacrament.

Str. 13 ist als Parallele zu Bebel's Facetien 2, 80 abgedruckt durch Dr. O. von Schissel, Mitt. des österr. V. f. Bibliothekswesen 11, 36². Joa. Boemus 3, 18 (1539 S. 237) sagt von der Unreinlichkeit der Bayern: 'Est gens adeo suillis et ipsa moribus famosa, ut ceteris Germanis comparatis Barbari (Barbari dico) nomen ipsi optime convenire nemo non videat.' Ferner Schmeller 1, 220 und 2, 199: 'Saubailer'.

13, 7 Die Bratwürste von der ersten Füllung sind am schmackhaftesten.

14, 1 J. Boemus 3, 11 (1539 S. 287) lobt das böhmische Bier, schilt aber das Land als eine Hochburg der Ketzerei: 'Nullae genti leges sunt, nulla sanctiora instituta; quod libet, licet.' ZfdA. 6, 255: 'monachus Boemicus . . . merdam valent omnia'. Mones Anzeiger 1838, 507: 'Insulsus niger et timidus bibulusque Boemus; Est quasi bos et mus dictus de iure Bohemus: Bos a potando, mus furtum concumulando.' Anzeiger f. Kunde d. d. Vorzeit 1874, 214: 'Insulsus, fuscus, timidus bibulusque Bohemus'. Ebd. 1874, 104: 'Marcomanni et Bohemi | sunt haeretici blasphemi, | madidi Austriaci.' Seb. Franck, Weltbuch 1534 Bl. 53a führt als Sprichwort an: 'Schwabenland gibt hüren gnüg, Franckenland rauber und betler gnüg, Böhem kätzer, Beyer dieb, Schwitzerland hencker, Sachsen sauffer, der Rhein frässig, Friesenland vnd die Westualer trewloß oder meyneydig.' Abraham a S. Clara, Lauberhütt 1721 1, 72: 'Einen Österreicher vom Sauffen, einen Steyrer vom Rauffen, einen Juden vom Betriegen, einen Böhme vom Lügen, einen Graner vom Klauben, einen Polacken vom Rauben, . . . einen Schlesier vom Schreyen, einen Sachsen von Schelmereyen, einen Bayern vom Kaudern, einen Schwaben vom Plaudern, den lass ich seyn ein Bidermann, der solche Leut bekehren kann.'

14, 4 Germ = Hefe, Auswurf (Schmeller 1, 934).

15, 6 mechten] Hs.

15, 7 vie] Hs.

16. Da schwum i übers Mür wie d' Gens,
Wolt lehren die Rechtshändl,
Und kum endlich ins Lant ob Ens,
Sonz nent mäs wohll daß Ländl.
Ällän dort is der Luft nit gsunt,
Nur Äpfellmost zu sauffen;
Man sagt, ä Ländler sey à Hunt,
So lies i mi nit tauffen.

17. Aft run i auf der Dänä weckh
Grat abi ins Krawaten,
In Ungerlant bein Gebreneg,
Leicht mechts mir Boßen graten.

Die dragen Hoßen wie die Frösch,
Darzue ein krumben Säbel,
Ä Pfätt an Leiw, äns in der Wösch,
Daß Frößen miserabel.

18. So bleiw i halt in Östereich,
Dort schtell i auf mein Lager;
Dan dißer Ort is keinen gleich,
Bleiw halt à Fläschelldrager.
Der Luft is gsunt, die Leit sein bräf,
Daß thuet ein recht ergözen.
Von enckh i nimer wökker läf,
Mochts mi mit Hunt außhözen.

Finis.

Das vorstehende Lied entnehme ich einer zwei Folioblätter enthaltenden Grazer Hs. des 18. Jahrhunderts, die in den 'Katalogen des Steiermärkischen Landesarchives' 1, 1, nr. 1109 als 'Gedicht über Leben und Wandern eines Handwerksburschen' bezeichnet wird. Der Schreiber hat die Disposition seiner Vorlage abgeändert, indem er die 10. Strophe zwischen die 6. und 7. stellte, und am Schluss einen unbeholfenen Versuch gemacht, die Melodie auf zwei Notensystemen wiederzugeben. Die Mundart, deren Schreibung*) allerdings öfter den Einfluss des Schriftdeutschen verrät, ist, wie eine ausführliche, hier aus räumlichen Gründen nicht wiederzugebende Untersuchung lehrte, der Wiener Dialekt. Das hohe á in Stammsilben (W. Nagl, Der Vokalismus unserer Mundart. Blätter des V. f. Landeskunde von Nieder-Österreich 1890—1895) wird in der im 17. bis 18. Jahrhundert üblichen Weise durch ä, aber auch durch à bezeichnet; es entspricht dem mhd. ei; æ, ě; ou, uo. Die Abfassungszeit wird nach den in Str. 9 geschilderten Pariser Moden kurz nach 1750 fallen, falls nicht etwa die Str. 8 bis 9 erst später eingeschoben sind. Den Inhalt bildet die Reise eines Niederösterreichers über Obersteiermark, Kärnten, Krain nach Italien (Venedig?) und Frankreich, von da nach Tirol, Schwaben, Bayern (Augsburg-Nürnberg?), Böhmen und mit einem Abstecher nach Holland zurück nach Oberösterreich, Ungarn, Kroatien, Wien. Die unterwegs gemachten Beobachtungen betreffen zumeist körperliche Fehler, Kleidung

16, 1 Mür = Meer. Weinhold, Bairische Grammatik § 18.

16, 2 Die Prozeßsucht der Oberösterreicher, besonders der Innviertler, ist bekannt

16, 3 ob ez] Hs.

16, 4 Das Ländl ist ein Teil Oberösterreichs östlich vom Pramfluss. Noch heut gilt bei den 1779 an Österreich gekommenen Innviertlern der 'Landlarischa' als ein schlapper, untüchtiger Kerl, ein 'Labian'. Ein Schnaderhüpfel, das ich der Liebenswürdigkeit von Herrn A. Webinger verdanke, höhnt: 'D' Landla sand Bandla, Sand Nuddrucka, Und wann d' Innviertla kemman, Müassns umi rucka'.

16, 6 Die Oberösterreicher werden von den Nachbarn die Mostschädl genannt.

17, 1 Dänä = Donau.

17, 3 GebrenácZ bei Weisskirchen.

17, 7 Pfätt = Pfeit, Hemd.

18, 2 schell] Hs.

18, 4 Fläschelldrager, ein Scherzname der Österreicher u. d. Enns, wie die ob der Enns Stiglhuber und die Salzburger Stierwascher heissen (Höfer, Österr. Idiotikon 3, 182. Zda. 6, 254. Alemannia 12, 192. Ziska, Österr. Volksmärchen 1822 S. 17 'Stierwascher und Flascheltrager').

*) Ich habe nur den Gebrauch der grossen und kleinen Anfangsbuchstaben und die Interpunktion geregelt.

und Nahrung und stimmen zusammen mit alten, volkstümlichen Charakteristiken der einzelnen Stämme, wie sie in zahlreichen Dichtungen und Sprichwörtern niedergelegt sind*). In der Anlage lässt sich unser Lied mit der Länderrevue der Handwerksburschen: 'Seid lustig und fröhlich' (Erk-Böhme, Liederhort nr. 1609) vergleichen, wenn auch hier und in dem oben S. 80 erwähnten Liede 'Ein Genie ist überall' der Vielgereiste eigentlich recht wenig von den einzelnen Städten und Gegenden zu berichten weiss.

Graz.

Jakob Kelemina.

Ein Lobspruch auf die deutschen Städte aus dem 15. Jahrhundert.

Im Anschluss an die vorausgehende Charakteristik der Länder Mitteleuropas möchte ich einen aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammenden Lobspruch auf die deutschen Städte bekannt machen, der gleichfalls vom Standpunkte eines wanderlustigen Handwerksgesellen deren Merkwürdigkeiten aufzählt, ohne bei der Reihenfolge ein anderes Prinzip als das der bequemen Reimbindung zu befolgen. Erhalten ist er in zwei gleichzeitigen Handschriften, die viele Dichtungen des Nürnbergers Hans Rosenplüt enthalten, dem Ms. germ. 30 der Hamburger Stadtbibliothek S. 181—187 (vgl. A. Keller, Fastnachtspiele 3, 1433) und dem Ms. 5339a des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg Bl. 324b bis 326b (Anzeiger f. K. der d. Vorzeit 1859, 406). Ich lege den Text der Hamburger Hs. zugrunde und notiere die Abweichungen der Nürnberger am Fuss der Seite.

[181]

Ein lobspruch von den stetten.

[183]

'Wolauff, gesell, wir wollen wandern',
 Sprach ein gut gesell zum andern,
 'Wol zwu vnd sibenzig meil,
 Das ist vns kaum ein kürtzweil.
 5 Welch man sich des verwiget,
 Vnd fremder lande pflicht,
 Der vindt an einer stat,
 Das er an der andern nit gefunden hat.
 Will er es alles durchstreichen,
 10 So vindt er sicherleichen

*) Vgl. die Länderspiegel in Mones Anzeiger 3, 52. 4, 298—300. 7, 507 f. Seifrid Helbling ed. Seemüller 1886 nr. 14. Wackernagel, Die Spottnamen der Völker (ZfdA. 6, 250). Karajan, Über den Leumund der Österreicher (Wiener SB. 42, 493). [Zingerle, ebd. 54, 327. Peiper und Wattenbach, Anzeiger f. K. der d. Vorzeit 1874, 101. 213. Variarum nationum proprietates (Alemannia 12, 190. 14, 235. 15, 40. 120. 16, 73. 85. 94. 232. 253. 25, 92). Die Sehenswürdigkeiten der deutschen Städte zählt der unten folgende Lobspruch Rosenplüts (?) auf. Niederdeutsche Städtelieder: Niedersachsen 7, 67. 8, 31. Mitt. d. V. f. Geschichte Berlins 1887, 52. 1890, 77. Ortsneckereien und Dorfsprüche (oben 16, 298. 302. 396. Alemannia 33, 79. 153. 277. 34, 157. Hess. Blätter f. Volkskunde 4, 142. Oberschlesien 1, 261. 1908). Plaut, Deutsches Land im Volksmund 1897. Küffner, Die Deutschen im Sprichwort 1899. F. van Duyse, Het oude nederlandse lied 2, 1261 nr. 347. Gaidoz et Sébillot, Blason populaire de la France 1884.]

3 Zweiundsiebzig Lande sind auch dem Meister Tragemunt kund (Uhland, Volkslieder 1. Müllenhoff-Scherer, Denkmäler nr. 48 mit Anm.) — 4 Das] fehlt N — 5 Wann welch N — sich verwegen = sich entschliessen zu — erwiget N — 6 Vnd] Das er N — 7 findet N — 9 ers als derstreichen N.

- Zû Augspurg die hübschten sprach.
 Dem nach guten vischen ist gach,
 Der vindt sie zu Costnitz wolfeil,
 Vmb ein klein gelt ein michel schön teil;
 15 Wie will er sich pas gespeisen!
 Zû Amberg vindt man das past eysen,
 Do sol sich ein man nit vberladen.
 Zû Heidelberg ist das pest paden,
 Do padt er mit frauen vmb ein pfening, [ob er wil,]
 20 Das ist der padmeid spil.
 [184] Ist dann einer, der gern het,
 Das er will trincken güten mët,
 Der sol gen Eger fregen.
 Zu Franckfürdt ist gelegen
 25 Mer eren vnd gûts zû zweien zeit,
 Dann in keiner stat nyendert leit.
 Wer kan sich yederman genoß!
 Zu Wirtzpurg sein die pesten hering groß.
 Gut semelprot pecht man zu Vorchhein,
 30 Zu Mentz steet der pest tauffstein,
 Der ist von zin also clüg.
 Zu Cöln sein schöner frauen genüg,
 Die gen her recht sam die docken.
 Zu Speyer leüt man die pesten glocken,
 35 Die erclingen hell vnd lauten heller.
 Zu Eystet vindt man die pesten keller.
 Den schatt kein heisse sunn.
 Zu Ach stett der schönst prunn.
 [185] Der geet von zwelff rörn.
 40 Wer ein güte orgel wöll hörn,
 Der sol gen Straspurg fragen;
 Das kan ich in der warheit sagen,
 Das er sie do vindt also güt,
 Als er an dem Reinstram nyendert thüt,
 45 Das ist ein künstenreich werck.
 Es steet auch zû Nüremberg
 Ein rathaus mit pilden durchhauen.
 Zu Weissenburg ober Landauen

11 vgl. Anzeiger f. K. d. d. Vorzeit 1874, 214: 'Suevia . . . Vitat turpe loqui, quia nobilis atque superba' — 13 vgl. Seb. Münster, Cosmographie 1550 S. 481: 'Der Bodensee . . . zeücht mancherlei vnd vil seltzamer fisch' — vindet N — 14 schön] fehlt N — 15 er sich] sich ein man N — 16 man] er N — 19 Da vindt er frauen vnd pad vmb ein d., ob er will N — 23 Münster 1550 S. 939: 'Es ist die statt Eger mit medt, einem getranck auß honig gesotten, durchs Teütsch land berüffet; dann dises getranck an keinem ort kostlicher vnd lieblicher zû trincken gemacht wirt'. Vgl. weiter unten den Metgruss — 27 sich yderman N — 29 peckt N — Vorchheim N — 30 Meintz steet ein guter N — 33 recht her als N — 39 rören N — 40 gut N — hören N — 41 über die Strassburger Orgel, die 1489 von Friedrich Krebsler gebaut ward, vgl. Schadaeus, Summum Argentoratensium templum 1617 cap. 5 p. 26 und Frey, Gartengesellschaft 1896 S. 235 — 42 der] fehlt N — 43 vindet N — 45 künstenreichs N — 46 auch] fehlt N — 48 Münster 1550 S. 568: 'Es hat künig Dagobert inn das closter zû Weissenburg gehenckt ein mechtige kron, von sylber gemacht vnnd übergült, mit kleinen thürnen vnd schöner arbeit geziert, die was vier vnd zwentzig schüch groß in der weite, wie noch do eine in der kirchen hangt, ist aber nit Dagoberts kron.'

- Do hangt ein cron von gold reich,
 50 Ich wais ir keine sicherleich
 Nyendert in der nēhen.
 Wer ein gūte prück wol sehen,
 Der sol gen Regenspurg lauffen.
 Wer dann gūte messer wöll kauffen,
 55 Der trab gen Pasel an den Rein.
 Zû Mûnichen schenckt man den pesten wein,
 Zû Colmar ist groß geschwür,
 [186] Wer [do] will sehen für,
 Zû Oppenheim grosse wagen fuder.
 60 Zû Coburg in dem luder
 Do ist gros scheüben vnd possen.
 Wer kont den von Erfurt gnossen
 Auf krieg, als ich mich verstan!
 So sicht man do vmb Wurms gan
 65 Graben, die sein sauber.
 Zû Rottenburg an der Tauber
 Do ist gūt wasser theür,
 Das ist der gūten stat ein pöse steür.
 Ich het mich eins teils vergessen,
 70 Zû Füll d sein gesessen
 Mûnich, die sein sat,
 Die haben ein guldein rat,
 Das ist von gold schwer.
 Zû Bamberg sitzen die pesten spiler;
 75 Es kom ein man dar aus was land,
 So wirt er von den spilern bestanden ze hand.
 [187] Ist er dann nit ein solch man,
 Der sich auf dem würffel behelffen kan.
 So gibt man im ein solchen voraus,
 80 Ein plosen fürn ars vnd zum thor aus.'

Es wird manchen Leser befremden, dass der Dichter München v. 56 als Wein-
 stadt preist und des Bieres überhaupt nicht gedenkt, während er den Met¹⁾, das
 altgermanische Getränk, das im 15. Jahrhundert seine einstige Beliebtheit bereits
 verloren hatte, in v. 22 einer ehrenvollen Erwähnung würdigt. Aber unsere Nürn-
 berger Hs. 5339a liefert uns noch ein weiteres Zeugnis für seine damalige Hoch-
 schätzung; nach mehreren Weingrüssen²⁾ und einem wenig zarten Biergruss³⁾ folgt
 darin folgendes feurige Lob des Mets:

53 Münster 1550 S. 780 bildet 'die steinere bruck, 1115 gemacht' zu Regensburg
 ab — 56 pesten welischen wein N — 57 geschwür, mir unklar — 58 do N — 61 Das
 N — 62 genossen = gleichkommen (vgl. oben v. 27) — 70 Füll d = Fulda — 75 von
 welchen landen N — 76 spilern schon empfangen N — 77 nit] fehlt N — 78 nit be-
 helffen N.

1) Wackernagel, Kleinere Schriften 1, 86. M. Heyne, Deutsche Hausaltertümer 2,
 334—338.

2) Vgl. Altdutsche Blätter 1, 401. Goedeke, Gengenbach 1856 S. 520. 682.

3) Vgl. Grässe, Bierstudien 1874 S. 152.

[111b]

Der mēt grus.

- Nu grus dich got, du süßs geschleck!
 Du jagst mir manchen turst hinweg;
 So ich dich aus dem kutrolff schlauch,
 So fulstu mir baide augen vnd pauch;
 5 Wann ich dich hart vom mund mag' bringen,
 Piß mir die zeher die packen abdringen.
 Du machst, das mancher sein vasten pricht,
 So in der hunger zu frü anuicht
 [112a] Vnd in ein züczel ammacht bestat.
 10 So er dann dich vnd ein semel hat
 Und tüncktz in dich vnd ist das naß,
 So dünckt in dann, er vast dester pas.
 Du pist der Juden besunder getrauck!
 Du machst den paurn ir zeen so lanck,
 15 Das sie gar selten heym kumen,
 Sie haben dein dann vor zu in genomen.
 Ob dein der paur vergessen wolt,
 So sein dir die peürin wol so holt,
 Das sie sich ee zu dir verstelen
 20 Vnd das sie deiner süssen zug nit velen.
 Jung vnd alt lernstu nach dir fragen
 Vnd lernst die kind heymlich abtragen
 Vnd lernst sie kappen vnd gürtel verseczen,
 Das sie ir kel neür in dir neczen.
 25 Des libstu mir vil dester pas.
 Wer möcht dir veint sein oder ghas,
 So du so liplich schmeckst nach würzen!
 Darumb ich dich ganz vmb möcht stürzen.

Das gesegen.

[112b]

- Nu gesegen dich got, du liber mēt!
 30 Ob ich mich dein schon gern abthett
 Vnd trunck ein saurs pir für dich,
 So streichen dein zug so süßlich
 Vnd sind dein trünck so senft vnd milt,
 Das mich deiner zuflüß nit befilt.
 35 Wiewol du mir lerst peutel vnd taschen,
 Noch wil ich mein zung lieber aus dir waschen
 Dann aus einer guten venedigschen seyffen.
 Vnd werstu gepunten mit eiserein reyffen,
 Noch möcht ich dein gar hart entpern,
 40 Vnd solstu mir halt dester neher scheren.
 Wiwol du mir den pauch zupleest
 Vnd oben durch den hals ein kreest
 Vnd mir zum hindern ausbin pfeüfst
 Vnd auch zu tiff in seckel greifst
 45 Vnd mir auch in mein hiren reüchst
 Vnd mir ein fël für die augen zeüchst
 Vnd mir mein zungen machst dallen

3 Kutrolff = enghalsiges Trinkgefäß — schlauch = saufen — 9 Zutzel = Sauglappen — 34 mich bevilt eines Dinges = mir wird etwas zuviel, lästig — 47 dallen = lallen.

- Vnd mich mit halben mund machst kallen
 Vnd mir machst schlottern pein vnd waden,
 [113a] 50 Wann ich dein zunil hab geladen
 Vnd mich des morgens mach verschlaffen,
 Noch kan vnd mach ich dein nit straffen;
 Wann du pist gannez nach deiner art.
 Darumb ich dir nie tag veint wart,
 55 Vnd mēchstu mich noch eins zu treg,
 So ich halt bey meinem weip leg
 Vnd dein ein gut genügen hett.
 Nu gesegen dich got, mein lieber mēt,
 Vnd kum herwider, wann ich dein beger,
 60 Oder wenn ich kum zu dir doher.
 So hilff mir mein turst vertreiben!
 So wil ich dich für ein gesunte ercznei schreiben.

Von den Lieblingsspeisen der verschiedenen Gegenden Deutschlands im 17. Jahrhundert handelt ein Priamel in Moscheroschs 'Pflaster wider das Podagram' (Gesichte Philanders von Sittewald, Strassburg 1665 2, 456f.):

- | | | |
|---|---|----|
| Holländer, die keinen [!] Butter essen, | Ein Meisner, der kein Krantz gern tregt, | |
| Flämming, die Eyserspeiß vergessen, | Ein Franck, der nicht gern Kandten fegt, | |
| Ein Frieß, der grüne Käß verschmacht, | Ein Sachs, der nicht gern Bier mit sauffet, | |
| Ein Dännmärcker ohn Gammelmat, | Ein Heß, der nicht gern beüthen lauffet, | |
| 5 Ein Bayer, der nie gaß ein Muß, | Ein Böhm ohne Gepspe Karva matir, | 15 |
| Schwaben, die nicht liebten die Nuß, | Schlesier, der nicht tranck Waitzenbier, | |
| Westphäling, die vom Speck nichts | Elsasser Bauren ohne Zwilch, | |
| halten, | Ein Schweitzer, der nicht gern ißt Milch, | |
| Söster Bauren, die ihr Röck nicht | Ein junges Kind ohn Raud vnd Grind, | |
| halten, | Ein Artzt, der keine Außred findt, | 20 |
| Ein Thüring, der kein Weidkraut kendt, | Schneeweissen Mohr vnd schwartze Zähn | |
| 10 Ohn Wurff vnd Spitzbarden ein Wend, | Auff Erden man nicht bald wird sehn. | |

Hierzu geselle sich noch ein gleichartiges Epigramm J. F. Riederers (Das Poetische Schertz-Cabinet 1713 Bl. C 8b Nr. 54): 'Der ländliche Gusto'.

Wenn ein Westphälinger den Pumpernickel hat,
 Ein hungeriger Schwab an Habermuß wird satt,
 Ein Steuermärcker sich an Stertz sehr wohl erquickt,
 Ein Bayr hingegen wohl sich zum Topf-Nudeln schickt,
 Der Frantzmann sein Ragoût will in den Magen fassen,
 Wird der von Nürnberg sich auf Peterl-Fleisch verlassen.

Vgl. auch Alemannia 25, 92: 'Ein Wahlen zum Salat, Ein Schwaben, da man Sträuble hat, Ein Schweitzer zu einem Käß, Ein Bayer zu der Aderläß, Ein Tyroller zu Nudl und Nocken, Ein Allgayer zu süsser Milch und weis Brocken, Ein Sachsen zum Speck und zum Schüncken Darfst nit vil bitten oder wincken. Zulezt wollen all sauffen und nit trincken' (1716).

Berlin.

Johannes Bolte.

Nochmals die Sage vom unbewusst überschrittenen See.

(Vgl. oben S. 91).

In meinem Aufsatz 'Eine Quelle für Gustav Schwabs Gedicht Der Reiter und der Bodensee' (Alemannia 34, 225–232. 1906) hatte ich die Vermutung ausgesprochen, Schwab habe eine ähnliche Sage vom Zürchersee gekannt und benutzt. Diese Annahme trifft jedoch nicht zu, vielmehr hat Schwab, worauf mich Herr Medizinalrat Lachmann in Überlingen hinwies, die Sage am Bodensee selber kennen gelernt, wo er 1826 Vorstudien zu seinem Werke 'Der Bodensee nebst dem Rheintal von St. Luziensteig bis Rheineck' (Stuttgart 1827) machte. Viel Material erhielt er von dem Priester Franz Joseph Weizenegger in Bregenz, dem Urheber des trefflichen Buches über Vorarlberg (Innsbruck 1839. 3 Bände), auch benutzte er in der städtischen Bibliothek zu Überlingen die aus 16 Folio-Bänden bestehende hsl. Reutlingersche Chronik, d. h. Kollektaneen des 1545 geb. und 1611 verst. Bürgermeister Jakob Reutlinger.

In dieser Chronik nun findet sich folgende Erzählung von einem Reiter, der über den gefrorenen Bodensee geritten:

Anno 1573. Auf Zienstag, den andern Tag Januarii ist der ganz Bodensee allhie zu Ueberlingen von Uhdlingen bis hinab ghen Bodmann überfrozen; den andern Tag hinumb, daß ist der viert Tag Januarii, ist ain Burger allhie, genant Jakob Molle, vor dem Imbiß vom Gstad allhie über den See gehn Dingelsdorff gangen, auch dargegen der Pfarrherr von Dingelsdorff . . . Denselben Tags war eben Sonntag sünd über 500 Personen alt und jung hinüber und herüber gangen. — Den fünften Tag bin ich Georg Han samt einem Bürger allhie genant Schinbain auch über den See bis zur Linden jenseits beim Capelle gangen, und solches ist beschehen umb 10 Uhren umb Mittag, und gleich darauf angefangen gar lösch (taug) und warm worden, und da wir baid ab der Linden zu einem S: Zeichen auch Zwegg gebrochen.

Da haben wir in Gottes Namen unsern Gang gegen der Stadt herüber genommen, und alß wûr ain wenig fur Niclauben Bild auf dem See hinein kommen, sahe ich Georg Han hinter mich. Im selbigen sihe ich ainen von Dingelsdorff am Land heraber reuthen. Darauff [rief] ich den gemeldten Schinbain zu mir, dan wûr etwas weit von ainander gangen in Ansehung, daß das Eyß anfieng von wegen der Lösche und Wärme knallen, und sagt zu ihm, daß ain raißiger Knecht dort hervor an See von Dingelsdorff rütte, den nun er auch sahe. Also stunden wûr still, biß er zum Fahr kame, da stund er ab und begehrte hinüber ghen Ueberlingen zu reiten. Da sagt ich zum Schinbain: „Lieber Schinbain, gang zu ihme und sag ihme, und zaig ihm an, wir laßen ihn warnen, insonders ihm auch sagen, daß erst heut der drit Tag sey, daß der Bodensee überfrozen; er wolle den Weg den See umbreithen, und mit dem Pfert nit herüberziehen.“ Und als er Schinbain guotwillig sâmliches verricht, hat er ihme geantwurt, er hab den Klepper über den Reyn zwaimalen, und über den Zellersee ainmahl gezogen, allda auch Nichts beschehen, wolle es also im Namen Gottes wagen. Also kam Schinbain widerum zu mir und zaigt an, was der Reuter im geantwurt; darauf ich gesagt: „So wöllen wir etwas weiters von ainander gehn.“ Und als wir auf Mitte des Sees kommen, hab ich mit meinem Weydmarx in das Eyß ain Loch gestochen und sehen wöllen, wie dick es sey, und also hab ich befunden, daß es nicht meerer den zween Zwerchfinger oder nah zu dritthalben dick geweßen, hernach etwan weiter wieder in das Eiß gestochen und befunden zween Zwerchfinger dick, und je näher der Stadt, je dünner das Eyß geweßen.

Weyl dan nun vielgedachter Reiter anfang ganz nahe zu uns kommen, fingen wir an den Gstad zu rucken, da nun vil Leut stunden, da es mit dem Pferdt ain Wunder war, und weil nun die Sonn so heiß und schön, hat sich maniglich ab uns verwundert (wie den schon um aifl Uhr geweßen), daß wir ain Pferdt mit uns brachten. Zaigten also Jedermann, wie es mit dem Reuter ergangen, den Handel allen an. Nit gar

lang, wo ainer ain Ay hab geessen, war dieser Reuter auch am Landt vorm Spital und kehrt sich umb und sah über See, schwitzt heftig, wie auch das Pferd, daß es vor Nässe tropft auf den Boden, und als er sich selbst von Ängsten wiederumb erholet, sagte er: „O, wol ist das Eyß so heiß!“ Zog also mit dem Roß in die Krone und aß da zum Imbiß. Dieser ist geweßen meines gnädigen Herrn Graf Carolus von Hohenzollern Landvogt im Elsaß, und hat gehaißen Andreas Egglisperger von Enßihaimb, so vorgemelt Herrn Grafen Postvocht und Dyener geweßen. — Volgends ging ich zuo dem Imbiß; als ich geessen, ging ich wieder an das Gstad, da gieng ain lawer Luft, und in Mitten des Sees brach das Eyß von ainander. — Nota. Oben hab ich vergessen: Ich hab auch dem Schinbain befolchen, diesem Reuter anzuzeigen, daß er ainen langen Zügel mache, und weit vor dem Pferd hergange; aber es nichts helfen wollen; dan das Pferd für und für mit seinem Zaum und Halß Ihme Postvochten auf den Achseln gelegen. Morndrighs am hayligen Dreykönigtage kam ain Wind, der brach alles Eyß von einander. Es sind auch auf diesem Eyß und Gfrörne gar vil Leuth untergangen, sonderlich bey der Stadt allhin umbher. Zunächst wayß ich umb drey Personen. Gott wolle Ihnen Allen gnädig seyn. Amen.

Unzweifelhaft gab diese Erzählung¹⁾ Schwab den Anlass zu seinem Gedicht; was darin nicht mit der Chronik übereinstimmt, wie der Tod des Reiters, der am Ufer die überwundene Todesgefahr vernimmt, haben wir als dichterische Zutat zu betrachten.

Ravensburg.

Paul Beck.

[So dankenswert diese Mitteilung aus Reutlingers Kollektaneen mir erscheint, kann ich doch nicht glauben, dass die Chronik Schwabs direkte Quelle war. Denn jener Erzählung von dem aus Dingelsdorf über den See nach Überlingen ziehenden Reiter fehlt das Hauptmotiv der unbewussten Überschreitung des Sees, das den drei oben S. 91 angeführten Sagen ihren eigentlichen Charakter verleiht; vielmehr wird der reisige Knecht vor der Gefahr gewarnt und entgegnet, er habe schon öfter mit seinem Gaul solchen Zug übers Eis glücklich vollendet; er steigt ab, um sein Ross am Zügel zu führen, und bekennt schliesslich, das Eis habe ihm heiss gemacht. Wollte man aber behaupten, der Dichter habe jenen nicht sonderlich merkwürdigen Vorfall vom Jahre 1573 durch Einführung eines neuen, aber bereits 1538 bei Wynmann bezeugten Motivs ins Wunderbare gesteigert, so würde man ihn damit einer recht bedenklichen Ungenauigkeit zeihen. Denn schon dem ersten Drucke des Gedichts fügt Schwab (Der Bodensee 1827 S. 491) ausdrücklich die Quellenangabe 'Mündlich' hinzu, während er ebendort bei neun anderen Gedichten des poetischen Anhangs auf seine voraufgehende historische Darstellung derselben Vorgänge verweist und S. 377 auch der Reutlingerschen Chronik, in der Beck die vom Dichter verschwiegene Vorlage vermutet, ausführlich gedenkt. Warum sollen wir dem zuverlässigen, ehrenfesten Manne, für dessen Angabe ausserdem das Vorkommen derselben Volkssage in anderen Gegenden spricht, hier eine Flunkerei zutrauen? J. Bolte.]

1) Eine ähnliche Begebenheit am Bodensee wird von anderen ins Jahr 1595 oder ein anderes verlegt; auch in dem strengen Winter von 1829–30 lebte die Sage wieder auf. — In Münsterlingen im Thurgau, wo ehemals ein Benediktinerinnenkloster bestand, erzählt man, dass die Bewohner früher, wenn der See zufror, eine Prozession drei Stunden weit nach dem jenseitigen Dorfe Hagnau veranstalteten, um ein Bild des h. Johannes abzuholen. Bei der nächsten 'Seegefrörne' (zum letzten Male 1830) erschienen dann die Hagnauer, um ihren Heiligen zurückzuholen. Als 1880 der Bodensee wieder gefror, erneuerten die Münsterlinger den alten Brauch nicht.

Eine Methode zur lexikalischen Anordnung von Ländlern.

Die in letzter Zeit so regsam betriebene Erforschung der Volksmusik hat es mit sich gebracht, dass auch dem Fachmanne manchmal die Beherrschung des ganzen Materiales unmöglich wird und er bei der Fülle des Gesammelten vor vielen Aufgaben zurückschreckt, weil ihm eine systematisch geordnete Zusammenstellung fehlt. Wie in anderen Wissenschaftsgebieten eine erspriessliche Arbeit ohne Übersichtswerke und Lexika unmöglich wäre, so wird auch in bezug auf die Volksmusik das Fehlen eines Nachschlagebuches unangenehm empfunden¹⁾. Besonders zur Beschaffung der nötigen Literaturnachweise über die Melodie ist der Forscher entweder auf sein Gedächtnis angewiesen oder gezwungen, sämtliche einschlägigen Werke durchzusehen, wobei aber auch dem Sorgfältigen öfter Auslassungen unterlaufen.

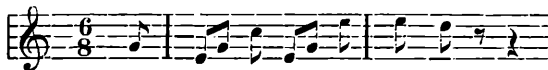
So bereitete auch mir die Sichtung und Vergleichung meiner etwa 3600 Nummern umfassenden Ländlersammlung grosse Schwierigkeiten, so dass ich lange über eine lexikalische Anordnung dieser Melodien nachdachte. Ob und inwiefern die im folgenden vorgeschlagene Methode wissenschaftlich richtig und praktisch anwendbar ist, wird freilich erst die Publikation und Benutzung dieses Ländlerlexikons zeigen²⁾. Über die lexikalische Anordnung von Volksliedern haben schon Oswald Koller und Ilmari Krohn (Sammelbände der internationalen Musik-Gesellschaft 4, 1 und 643) gehandelt. Von beiden Aufsätzen hatte ich bei der Abfassung meiner Arbeit keine Kenntnis; doch zeigt die Vergleichung, dass O. Kollers an altdutschen Liedern durchgeführte Methode meiner Anordnung der Ländler im Grundprinzip gleichkommt, was immerhin als eine Empfehlung dieser Klassifizierung nach den betonten Tonstufen angesehen werden kann.

Praktisch durchgeführt ward eine Anordnung von Volksmelodien zum ersten Male durch Josef Pommer, der die steirischen Jodler (444 Jodler und Juchezer aus Steiermark und dem steirisch-niederösterreichischen Grenzgebiete, Wien 1902) melodisch-alphabetisch anordnete und ohne Berücksichtigung der Takt- und Notenwerte lediglich die Höhe der einzelnen Noten einer Melodie zum Einteilungsprinzip machte. Nun zeigt aber gerade der Auftakt in der Volksmusik eine grosse Variabilität; d. h. zu ein und derselben Melodie werden oft verschiedene Auftakte verwendet. Folgende Beispiele, die ich den drei Hauptgebieten der Volksmusik (Lied, Jodler und Tanz) entnehme, mögen diese Behauptung beweisen.

E. Marriage, Volkslieder aus der Pfalz 1902 nr. 3 A, 2.



K. Becker, Rhein. Volksliederborn 1892 nr. 7 d, I.



1) Der Verband der deutschen Vereine für Volkskunde hat in der Vertreterversammlung (Pfingsten 1907, Eisenach) beschlossen, mit Hilfe der verbündeten Vereine ein Text- und Melodien-Lexikon herzustellen.

2) Diese lexikalische Anordnung soll bei der Publikation der Ländler aus Niederösterreich (Das Volkslied in Österreich, Publikation des k. k. österreichischen Ministeriums für Kultus und Unterricht) zur Anwendung gebracht werden.

J. Pommer, 252 Jodler 1893 nr. 196 'Der Festzsämdraht'.



J. Pommer, 444 Jodler und Juchezer 1902 nr. 155a: 'n Gaberl seiner'.



Ländler aus Niederösterreich (7. 1. 63)¹⁾.



Desgleichen. (22. 6. 1.)



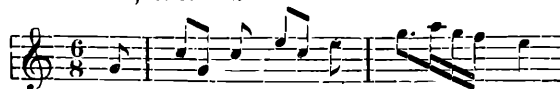
Desgleichen. (8 nr. 8.)



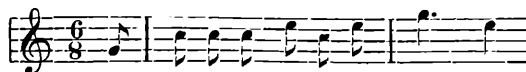
Wollte man also die melodisch-alphabetische Methode zur lexikalischen Anordnung von Volksmelodien verwenden, so müsste man von der Einbeziehung des Auftaktes Abstand nehmen und die Einreihung einer Melodie erst vom ersten schweren Takteil an beginnen. In dieser Art habe ich Instrumentaljodler aus Oberösterreich zwecks Vergleichung mit den gesungenen Jodlern geordnet und dies kleine Lexikon mit Erfolg verwendet.

Bei Verwendung dieser Methode zur Ordnung von Jodlern treten ihre Mängel nicht in dem Masse hervor, wie bei ihrer Anwendung auf ein Ländlerlexikon; denn Jodler und Lied behalten meist die Einzelheiten der Melodie bei, während der Ländler weit mehr Gelegenheit zur Variierung bietet. Aus diesem Grunde suchte ich einen besonderen Modus für die lexikalische Ordnung der Ländler zu finden, wobei mich folgende Überlegung leitete. Vergleicht man zwei Melodien eines Liedes, die in den Umrissen gleich sind, so findet man, dass die Abweichungen sich auf bestimmte Takteile erstrecken:

F. Silcher, Deutsche Volkslieder für 1 oder 2 Singstimmen mit Begleitung des Pianos. 1892, S. 69 Nr. 61.



A. Bender, Oberschefflenzer Volkslieder 1902, S. 37 Nr. 33.



1) Abgekürzte Bezeichnung der Handschriften im Besitze des Verfassers.

K. Krapp, Odenwälder Spinnstube 1904, S. 57 Nr. 82.



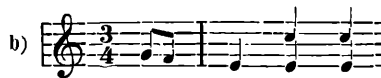
Wir sehen, dass die unbetonten Takteile (das zweite, dritte, fünfte und sechste Achtel) einer gewissen Veränderlichkeit zugänglich sind, ohne dabei die Umrisse der Melodie zu stören. Noch deutlicher wird diese Behauptung bewiesen, wenn wir einige Beispiele für die Variierung bei Ländlern ansehen.



1. Teil,



2. Teil eines nieder-
östr. Ländlers.
(17 3. Nr. 8.)



1. Teil,



2. Teil eines oberöstr. Ländlers.
(1. 1. 6.)

Diese Beispiele beziehen sich nur auf das Verhältnis des ersten Teiles zum zweiten innerhalb eines Ländlers; doch ersieht man aus den folgenden, dass nur ein kleiner Schritt zur Variierung zwischen zwei ähnlichen Ländlern ist.

Niederösterreichischer Ländler (7. 2. 11).



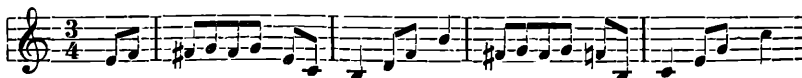
Desgleichen (11. 1. 6).



Desgleichen (11. 1. 5).



Desgleichen (7. 1. 3).



Aus den letzten Beispielen kann man folgern, dass für die Ähnlichkeit von Ländlern nicht die Tonhöhe sämtlicher Melodienoten, sondern nur das sogenannte **Melodieskelett**, d. h. die Noten der ersten (betonten) Takteile, massgebend ist. Auf dieser Erkenntnis baute ich nun die melodisch-stichische Methode auf, welche in den nachfolgenden Sätzen dargelegt ist:

1. Die Tonhöhen der ersten betonten Takteile aller acht Takte eines Ländlers werden in Ziffern dargestellt, und zwar die Töne über dem Schlussgrundton mit arabischen, die Töne unter dem Grundtone mit römischen Ziffern, wobei letztere Töne von der unteren Oktav des Schlussgrundtones als I gezählt werden.



Geht ein Ton unter die untere Oktave des Schlusstones, so wird dies mit einem Strich über der römischen Ziffer bezeichnet: VIĪ.

2. Chromatische Erhöhungen und Erniedrigungen werden durch vorgezeichnetes # oder ♭ bezeichnet.

3. Fallen auf den ersten Takteil zwei oder mehrere Noten, so wird, falls die erste Note ein Vorschlag oder von kürzerer Dauer als die folgende ist, die Bezeichnung der ersten weggelassen (im Probelexikon wurde es mit $\frac{4}{3}$ bezeichnet), da ein Vorschlag auf das stichische Melodienbild keinen Einfluss übt.

Beispiel: VII² 2 V I^{III} | VII² 2 V I | (7. 2. 17.)

7⁹ 7⁹ 3⁵ 1³ | 7⁹ 7⁹ 3⁵ 1 | (7. 1. 36.)

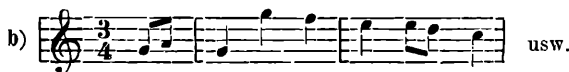
4. Ist aber die zweite Note von gleicher oder kürzerer Dauer, wie die erste, so wird sie rechts oben neben der ersten Note bezeichnet, z. B. 3⁴, 7⁵.

5. Bei der Einordnung der Ländler wird darauf keine Rücksicht genommen, ob eine Tonstufe in arabischen oder römischen Ziffern bezeichnet ist, ebenso wird 8 als erste, 9 als zweite, 10 als dritte Stufe gerechnet. Vgl. oben zu Punkt 3 und das folgende Beispiel:

Oberösterreichischer Ländler (18. 7. 6. a. N.)



Oberösterreichischer Ländler (22. 8. 1. a. N.)



a: 5 3 usw., b: V 3 usw. Trotzdem die erste Melodie die obere Quint, die zweite die untere Quint aufweist, sind beide Melodien fast ganz gleich.

6. Auf die Registrierung des zweiten Teiles (der zweiten 8 Takte) kann man füglich verzichten; denn meist besteht der zweite Teil aus der Übertragung des ersten Teiles in die Tonart der Quint oder Quart oder aus einer Variierung des ersten Teiles; vgl. das Beispiel zur Variierung. Nicht häufig ist ein selbständiger zweiter Teil.

Eine andere Methode wäre die Anordnung der Ländler nach der Grundharmonie. Aus meinen diesbezüglichen Versuchen ergab sich eine Anzahl häufig

wiederkehrender Schemata. Allein Bilder wie I, V₇, V₇, I / I, V₇, V₇, I // oder I, V₇, I, V₇ / I, V₇, I, V₇ // wiederholen sich so oft, dass man zu einer Unterteilung noch ein zweites Teilungsprinzip einführen müsste, was diese Methode zu verwickelt machen würde¹⁾.

Ob die stichisch-melodische Anordnung, die für die Ländler sicher brauchbar ist, sich auch für die anderen Arten der Volkstänze verwenden lässt, müssen weitere Versuche zeigen, bei denen es hauptsächlich darauf ankommt, die Unveränderlichkeit der betonten Taktteile in den einzelnen Taktarten festzustellen.

Wien.

Raimund Zoder.

Tiere übernehmen menschliche Krankheiten.

Dass menschliche Krankheiten auf Tiere abgeleitet und übertragen werden können, ist ein verbreiteter Glaube, für den Wuttke (Volksaberglaube § 485) und Grohmann (Aberglauben aus Böhmen 1864 S. 165 f.) Beispiele gesammelt haben. Eine unmittelbare Äusserung dieses volksmedizinischen Aberglaubens tritt in dem folgenden Briefe zutage, der mir von meinem Freunde J. Grabowsky, Direktor des Zoologischen Gartens in Breslau, zuing. Neu ist, dass hier ein ausländisches Tier verlangt wird, auf das die Krankheit übergehen soll.

an celogische ęerwaltung, Breslau in Preisen, deutschland.

Marschendorf den 14. 12. 1907.

Schetzbarster Herr werden ferzein wenn ich anfrage ob nicht ein Kleines Tierchen ein Par Merschweinel oder ein Seeigel oder Marmeltier oder sonst ein Kleines auslendischs Geschepf Lebendig; zu haben wer: ich Bitte um aufkunft und antwort Brifmarke ist bei geklebt: Bittet achtungsfolll Wenzel Fleischer H. Marschendorf IV teil Nr 54 bei Freiheit in Böhmen.

es soll für einen Gicht brichigen, dem man einen solchen Rath gab; ein ausländisches Geschepf zufittern es zieth den Gift an sich, da mufl man im den willen Thun, wenß nicht zuteier komt.

München.

Richard Andree.

Erlöschen der Altarkerzen.

(Oben 2, 208. 15, 347. 438.)

Um 1600 wurden zwei vom Altar stammende, brennende Wachskerzen in den Vierlanden bei Hamburg auf die Brauttafel gestellt. Es verknüpfte sich mit diesem Brauche eine abergläubische Vorstellung: wessen Licht zuerst erlosch, wurde zuerst durch den Tod abberufen. (Hamburger Kirchenvisitationsprotokoll von 1581 bei E. Finder, Die Vierlande um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts. Progr. Eilbeck-Hamburg 1907, S. 21). Im lüneburgischen Amte Moisburg noch heute üblich.

München.

Richard Andree.

1) Vgl. auch O. Koller, Sammelbände 4, 1.

Traumdeutungen aus Hessen.

Nun will ich Ihnen auch mal erzählen, was meine Grosseltern von den Träumen hielten und was sie bedeuteten. Wenn du träumst von schwarzen Zwetschen oder Kirschen, bedeutet Sterben aus der Verwandtschaft. — Wenn du träumst von einem hellen Feuer ohne Rauch, bedeutet Glück. — Wenn du ein Haus brennen siehst, hell ohne Rauch, bedeutet Hochzeit oder der Storch kehrt ein. Wenn aber das Haus dunkel und mit schwarzem Rauch aufsteigt, bedeutet Sterben oder böse Krankheit. — Wenn du durch schmutziges, trübes Wasser gehst oder siehst, bedeutet Unglück. Helles Wasser aber bedeutet Glück. — Wenn du einen Ochsen oder Bullen brüllen hörst, so verfolgt dich ein böser Feind und stellt dir nach, dich zu beleidigen. — Wenn du eine junge Kuh, rote und weisse Flecken und schön im Futter, siehst, das bedeutet Glück für junge Mädchen oder Witwen: einen jungen Bräutigam oder einen Kur- oder Hofmacher; siehst du eine schwarze junge Kuh, so ist das entgegengesetzte. — Pflückst du im Traum eine weisse Lilie oder eine ganz hellrote Rose, hast du grosses Glück; pflückst du aber eine dunkelrote Rose und die Blätter fallen schon ab, betrifft dich Unzufriedenheit. — Träumst du des Nachts von deinen toten Eltern oder Verwandten oder irgend einem Freunde, gibt es am folgenden Tage Regen. — Träumt dich von Eiern, so hast du Pech; je dicker die Eier, desto grösser das Pech. — Begegnet dir ein alter Jude auf deinem geschäftlichen Wege, so hast du Glück; begegnet dir aber eine alte Frau auf dem Wege, hast du Unglück; begegnen dir aber kleine junge Kinder und lächeln dir zu, so hast du Freude und Glück.

Beobachtung der Zugvögel.

Wenn der 15. April war, schickte uns die Grossmutter in den Wald, um zu horchen, ob der Kuckuck rief. Jeden Morgen, wenn wir nach Hause kamen und hatten ihn gehört, bekamen wir ein Stück Speck. Indessen mussten wir ein Bündel Holz mitbringen, Rabenreiser, wo die Raben ihre Nester mit bauen; sonst glaubte sie es nicht. — Wer die erste Schwalbe sah, wenn sie gekommen waren, der bekam ein Geschenk von ihr und freute sich. — Wer die ersten Schneegänse von Süden nach Norden ziehen sah, und im Herbst von Norden nach Süden, bekam von der Grossmutter ein Geschenk. Sie erzählte, wenn man sie irreführen wollte, um sie länger sehen zu können, der müsste den linken Fuss den Schuh und Strumpf ausziehen und ihnen das blossе Bein zeigen und sich auf die Erde legen; dann wären sie so lange irre, bis wir Strumpf und Schuh wieder angezogen und aufgestanden wären. Durch Runterkucken würde der Führer an der Spitze irre, und der ganze Zug käme in Unordnung.

(Aufgeschrieben von dem Arbeiter Drude, der früher Schäfer in Ehringen, Kreis Wolfhagen in Hessen war.)

Herzberg a. Harz.

Anna Kobligk.

Berichte und Bücheranzeigen.

Neuere Arbeiten zur slawischen Volkskunde.

2. Südslawisch.

(Fortsetzung zu S. 203—219.)

Im 'Zbornik' der südslawischen Akademie 11, 161—200 finden wir einen lesenswerten Beitrag zum serbokroatischen Privatrecht von Vlad. Ardalić, 'Die Familie in Bukovica' (Dalmatien), der die Verhältnisse in der 'weiteren Familie', in der Hausgemeinschaft (Zadruga), die Rechte und Pflichten des Hausvaters, der Hausmutter, des gemieteten Gesindes darlegt, dann in der 'engeren Familie' das Verhältnis zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern, der adoptierten Kinder, der recht zahlreichen unehelichen Frauen und Kinder, Teilung der Hausgemeinschaft und endlich Erlassen und Vollstrecken des letzten Willens. — Abgeschlossen ist die Beschreibung des Volkslebens in zwei Dörfern des Bezirkes Ogulin, Šušnevo selo und Čakovac (ebd. 11, 201—217, vgl. oben 17, 226): soziale Verhältnisse, Hirten, Handwerker, Handelsleute, Volksheilkünstler, Waisen, Knechte, Bettler, Zigeuner, Kranke, Verbrecher u. a.; zum Schluss religiöses Leben, Schule. — Weiter werden noch sehr ausführlich Land und Leute einer westlichen Landschaft Kroatiens, 'Prigorje' genannt, von Vatr. Rožić beschrieben (12, 49—134) und zwar, wie es in diesem Zbornik die Regel ist, in dem Dialekt der betreffenden Gegend; vorerst die Landschaft, ihre klimatischen Verhältnisse, dann einige anthropologische Bemerkungen über die Bevölkerung, hierauf Dorf, Haus und Hof, Wohnhaus, wirtschaftliche Gebäude, Brunnen u. a., Weinpresse und Weinkeller; Nahrung, deren Zubereitung, Kleidung und Beschuhung, Bettzeug, Haartracht, Schmuck, Beheizung und, Beleuchtung, Rauchen, Volksmedizin (128f.). — Zur Volksmedizin bringt einen reichhaltigen Beitrag Mijo Žuljić aus Bosnien (ebd. 11, 218—276): Mutter und Neugeborene, Kinderkrankheiten, die anderen Krankheiten und Arzneimittel, Arzneien aus Pflanzen, aus tierischen Stoffen, Eiern, Fett, Haut, Exkrementen u. a., hier auch Honig, Wachs, aus anderen Stoffen, Pulver, Kampfer, Petroleum, Branntwein u. ä. Noch sei ein kleiner Aufsatz 'Die Kraft einiger Pflanzen' (12, 154f.) angemerkt, ein Kraut, das alle Schlösser u. a. öffnen kann (vgl. ebd. 7, 288. 10, 225); das Kraut 'Erdschlüssel' befreit verwünschte Geister, hierbei eine Schatzsage. — Im Orte Podgajci im Com. Srem, Slawonien, sammelte Jur. Lesar eine Anzahl von Volkserzählungen (11, 277—292; 12, 135 bis 150), teils von zwölf- bis vierzehnjährigen Kindern, teils von älteren Männern und Frauen, die fast durchweg des Lebens und Schreibens kundig waren; leider sind die Erzählungen nicht nach den Erzählern gruppiert, auf die nur durch beigefügte Zahlen verwiesen wird. Die Erzählungen selbst ragen nicht besonders hervor: Nr. 4 S. 281: Räuberbraut auf der Flucht; Nr. 5 S. 281: die geizige Frau wirft das Brot für die Bettler in einen Trog, die Brotstücke verwandeln sich in Schlangen, wie z. B. Badisches Sagenbuch 2, 79f. — Nr. 6 S. 282: Fliege, Ameisen, zwei Raben, Fisch helfen dem Helden zur Prinzessin, zum Schluss Wasser des Todes und des Lebens. — Nr. 9 S. 283f. zu Köhler 1, 467 Nr. 58. —

Nr. 11 S. 284: Eine abgeblasste Version von Krauss Südslaw. M. 1, Nr. 26. — Nr. 14 S. 285 zu Krauss 2, Nr. 114. — Nr. 15 S. 285 teilweise zu Grimm KHM 90, zum Schluss vertreibt der starke Knecht aus dem Hause den Teufel, der Knecht richtet ihm die Finger ein, dass er gerade so die Flöte blasen könne, wie er. — Nr. 16 S. 287: 'Kaiser und Abt', damit verbunden ein anderes Rätselmärchen von den acht Groschen: zwei leiht er, zwei gibt er zurück, zwei wirft er weg, zwei bleiben ihm, wie Ilg, Maltes. M. 1, Nr. 24. — Nr. 18 S. 288 eine verdorbene Version des Märchens von der falschen Schwester und dem Räuber (Drachen) vgl. Köhler 1, 303f. — Nr. 19 S. 289 zu Sklarek, Ungar. VM. Nr. 35. — Nr. 20 S. 290f.: 'Grindkopf' mit einer eigentümlichen Einleitung. — Nr. 22 S. 135: Der eiserne Säbel des Soldaten verwandelt sich in einen hölzernen, wie Kunós, Türk. VM. 158. — Nr. 25 S. 137f. ähnlich Sklarek Nr. 36. — Nr. 26 S. 138: Der Teufel als braver Hund bei einem Bauern, wie in der bayerischen Geschichte oben 6, 440 als Affe — Nr. 27 S. 139: Das vom Drachen entführte Mädchen befreit der spät nachgeborene Bruder. — Nr. 28 S. 139f. zu Köhler 1, 467. — Nr. 29 S. 140: Eine sehr abgeblasste Version der Sage vom König und dem neugeborenen Knaben, der trotz seiner Verfolgungen sein Schwiegersohn und Nachfolger wird (Köhler 2, 357. 679). — Nr. 31 S. 141 zu Krauss 1, Nr. 97. — Nr. 33 S. 142 zu Köhler 1, 270f. — Nr. 34 S. 143f.: 'Der Esel als Richter', vgl. oben 7, 93, zum Schluss die Ochsenhaut an Hunde verkauft. — Nr. 35 S. 144 'Unibos': Ziege, die Dukaten fallen lässt, Flöte, welche die scheinbar getötete Frau wieder belebt; Held entrinnt aus dem Sack, weil er nicht des Kaisers Eidam werden will. — Nr. 37 S. 146 zu Grimm Nr. 60. — Nr. 41 S. 150: 'Meisterdieb'. — Ausserdem verschiedene, meist ätiologische Sagen aus Dalmatien (12, 151—153) vom Ursprung des Maulwurfes, warum haben die Schafe einen langen und die Ziegen einen kurzen Schwanz? Seit wann sind die Weiber so böse? Woher hat der Mensch den Adamsapfel? Warum kann das Kind nicht gleich nach der Geburt gehen? Vom Ursprung der Flöhe und Läuse. Die Milchstrasse = das Stroh des Gevatters wie bei den Bulgaren, Strauss S. 33, Rumänen und Armeniern Schott, Walach. M. S. 285, Etnograf. Obozrenije 45, 170. — Endlich verschiedene Erzählungen und Sprichwörter des Volkes in der Herzegowina und in Bosnien über Juden (11, 293—297), die durchwegs einen tiefen Hass gegen die Juden bezeugen; u. a. finden wir da auch die Sage, dass die Juden jeden Samstag Menschenblut (nicht Christenblut) kosten müssen, am Karfreitag machen sie sich aus Teig ein kleines Jesuskind u. a. Endlich Ortssagen (11, 301f.; 12, 159f.).

Kleinere Beiträge finden wir weiter über Gebräuche und Lieder zur Erntezeit im kroat. Zagorien (11, 298f.), Liebelei in Herzegowina-Bosnien (12, 156ff.), Gebräuche bei dem ersten Messopfer des jungen Priesters auf der Insel Veglia (11, 308f.), geheime Hirtensprache im Kanaltale in Dalmatien — jeder Silbe wird da, de, di, do u. a. nachgesetzt (11, 304).

Die königlich serbische Akademie in Belgrad begann umfangreichere Studien zur serbischen Volkskunde in einer eigenen Publikation 'Bräuche des serbischen Volkes' herauszugeben. Der erste Band, der uns vorliegt (S. 8 + 529 S.) enthält drei Arbeiten. In der ersten von Stanoje M. Mijatović werden die Gebräuche der Bevölkerung der im Zentrum Serbiens liegenden Landschaften Levač und Temnić geschildert (S. 169): Besuchen und Beschenken der Wöchnerin, Hochzeit (S. 6—51) mit interessanten alten Bräuchen. Der Vater des Bräutigams schickt vorerst der Braut etwas Geld (gewöhnlich in Gold), vor dem Hause der Braut wird zum Schein ein Kampf zwischen den Hochzeitsbittern und den Hausleuten aufgeführt (S. 21). Schon aus Volksmärchen bekannt ist ein anderer Brauch: auf

einer langen Stange am Tor ist ein Apfel aufgesteckt, der heruntergeschossen werden muss, ehe den Hochzeitsgästen Zutritt gewährt wird. Im Aberglauben finden wir manches Interessante; so Mittel, die Liebe des Mädchens zu gewinnen. Eine Ehe darf nicht geschlossen werden zwischen Mitgliedern von Familien, die denselben Hauspatron haben. Diese Feier des Hauspatrons wird eingehender geschildert (S. 51), als es bisher geschah. Weiter über Tod und Begräbnis, mit einigen Totenklagen; auf den Sarg legt man einige Geldstücke. Dann die Gebräuche an verschiedenen Festtagen des Jahres, im sozialen Leben, die sogenannte 'moba', d. i. gegenseitiges Aushelfen in dringenden Feld- oder Hausarbeiten u. a., Bruderschaft 'pobratimstvo', Spinnengesellschaften, Umzüge und Gebräuche bei Regellosigkeit, Vertreibung einer Viehseuche durch Feuer wie im Rhodopegebirge und anderswo (vgl. oben 1905, 218), Amulette, Flüche, Schimpfworte u. a. — In der zweiten Abhandlung beschreibt Dena Debelković die Gebräuche der serbischen Bevölkerung des Amselfeldes (S. 171—332). Die Anlage dieser zu einem Bande verbundenen Studien ist recht ungleichmässig; es scheint an einem detaillierten Plan gefehlt zu haben, wie er sich bei den 'Siedelungen der serbischen Länder' so glänzend bewährt hat. Im ganzen ist die zweite Studie übersichtlicher als die erste: 1. Brauch im Familienleben von der Wiege bis zum Grabe, 2. Festkalender, 3. Gebräuche und Aberglauben im sozialen Leben. Im ersten Kapitel lesen wir eine Beschreibung der Haarschur, wovon St. Mijatović nichts erwähnte. Wie im mittleren Serbien (S. 132) und im Üsküber Karadagh (S. 442) glaubt auch das Volk am Amselfelde (S. 253), dass in der Nacht vor dem Epiphaniastag der Himmel sich öffnet und jede Bitte, die in diesem Augenblick an Gott gestellt wird, erfüllt wird. Ein Mann steckt den Kopf durchs Fenster und wartet, aber als sich der Himmel öffnet ist er so verwirrt, dass er nicht sagt 'Gib mir, Gott, einen Kübel Geld!', sondern: 'Gib mir, Gott, einen Kübelkopf'. Da wächst der Kopf so gewaltig, dass man das Fenster zerbrechen muss, um ihn zu befreien. Derselbe Glaube und dieselbe Erzählung ward auch weiter südlich in Makedonien in Ochrid (Šapkarev Sbornik 8, 29f.) und östlich in Rumelien in Kazanlik aufgezeichnet (Sbornik min. bulg. 16—17, Mater. S. 299). Ziemlich ausführlich werden festliche Umzüge und Spiele geschildert, so zur Weihnachtszeit die sogenannte 'Koledari', ein Auszug der Mädchen vor der Morgendämmerung, die sogenannte 'Kalinarki', zur Erinnerung daran, dass die Jungfrau Maria vor der Geburt Christi von ihren Freundinnen hinausgetragen ward (S. 316f.). Ausserdem verschiedene Gebräuche bei der Schafschur, beim Einfangen der Bienen, Säen, Ernten u. a. — Anders angelegt ist die dritte Abhandlung 'Volksleben und Gebräuche im Üsküber Karadagh (Skopska Crnagora)' von Al. Petrović (S. 333—528), die sehr eingehend das Leben des Volkes in der Familie und in ihrer Hausgemeinschaft (zadruga) schildert. Die grossen Ereignisse des Lebens, Geburt, Heirat, Tod, werden beschrieben. Wir bekommen eine genaue Einsicht in das Verhältnis der Familienmitglieder zueinander, wie in die Hausgemeinschaft. Diese Institution ist auch in dieser Gegend bereits im Verfall, wenn sich auch noch Zadrugen, die bis 50 Mitglieder zählen, vorfinden, und zwar gleichfalls infolge der neuen sozialen Verhältnisse, der allgemeinen Umwertung aller Produkte und Kräfte des agrarischen, wirtschaftlichen Lebens. Mit dem Verfall des patriarchalen Lebens geht Hand in Hand auch ein gewisser Verfall der alten, strengen, sittlichen Anschauungen. Interessant ist die Schilderung eines Aufruhrs, den das Zusammenleben eines Mannes mit einem ihm nicht angetrauten Weibe vor drei Jahren hervorrief (S. 359). Ziemlich ausführlich werden die Rechtsanschauungen und Gebräuche beschrieben. Bei Grenzstreitigkeiten muss der Bauer, welcher behauptet, dass der Grenzstein

auf dem rechten Platze stehe, einen Korb voll Erde von einem Ende des Feldes zum anderen tragen und wird befragt: 'Trägst du diese Erde auf der Achsel auch auf die andere Welt?' Wenn er sagt: 'Ich trage', so glaubt ihm das Dorf. Die Jahresfeste von Weihnachten an sind kürzer behandelt, ausführlich aber die Heirat, wie auch Tod und Begräbnis (Klagelieder). Dann die Unterhaltungen des Volkes, Tanz und Musik, Vorstellungen von der Welt u. a. Sehr unbedeutend ist, was vom Glauben des Volkes an übernatürliche Wesen mitgeteilt wird, von Schicksalsgöttinnen (sudjenice), von der Pest: diese herrschte vor 30 bis 40 Jahren und brachte Leute um; sie hat Russland eingefangen und in einen silbernen Sarg eingesperrt. Eigentümlich ist die Sage vom Adamsapfel (S. 504): Der 'Meister', der Christus ans Kreuz nagelte, verschluckte den Nagel, der in den Nabel gestossen werden sollte, und der Nagel blieb in der Kehle stecken (vgl. die ausführlichere Legende aus Prilep in Makedonien im Sbornik. bulg. min. 11, 3, 98). Endlich drei anekdotenhafte Erzählungen und Volksmelodien. Den Gebrauch aller drei Abhandlungen erleichtert ein ausführliches Sach- und Wortregister.

Auch in anderen Zeitschriften sind noch volkskundliche Aufsätze verstreut. Milan v. Šufflay machte im Archiv f. slav. Phil. 28, 601 ff. einen, wie die angeschlossenen Bemerkungen des Prof. O. Asbóth zeigen, ganz verunglückten Versuch, den südslawischen badňák in Ungarn im 14. Jahrhundert nachzuweisen, dass ein Holzblock als Huldigungsgabe zur Neujahrszeit dargebracht wurde, besonders von der deutschen Bürgerschaft im westlichen Ungarn. — Toma Dragičević stellte verschiedene Traditionen, Sagen, abergläubische Vorstellungen, Prognostika u. ä. im Glasnik des Landesmuseums für Bosnien und die Herzegowina zusammen (19, 311—333, 483—497), teilt u. a. eine Variante der Sage vom Raub der Sonne mit (vgl. Dähnhardt, Natursagen 1, 136); einst waren drei Sonnen, zwei trank der Drache aus; die dritte retteten die Schwalbe und die Eidechse; ähnlich im Agramer Zbornik 12, 152. Andere Traditionen über Mond (Mann im Monde), Sterne, Wind, Donner, Hagel, Regenbogen, Berge und Täler (ihre Erschaffung wie bei Dähnhardt 1, 127; zugleich von der Biene und dem Honig), Erdbeben, Sterne vom Teufel ausgesät, Bäume (in der Espe versteckte sich Jesus vor den Juden), Schlangen, Kuckuck, Rabe (schwarz wie bei Dähnhardt 1, 284; zugleich bekam die Taube rote Füße wie ebd. 284). Weiter, Aberglauben und Gebräuche beim Hausbau, Opfer beim Hausbau, Schatten eines Menschen eingemauert; Verehrung des Feuers, Verhältnisse in der Hausgemeinschaft, Stellung des Weibes, abergläubische Mittel gegen Unfruchtbarkeit, Mittel gegen Diebstahl u. a. Derselbe Verfasser hat ausserdem über Liebeszauber und Liebesglück der bosnischen Jugend geschrieben (ebd. 19, 31—56). Sehr ausführlich hat St. R. Deliđ, Die Bauernhochzeit in Gacko, einer Landschaft der südlichen Herzegowina, beschrieben (ebd. 19, 115—154, 253—302). Diese Zs. bringt endlich noch eine 'ethnographisch-anthropogeographische' Studie über die Karawlachen, d. i. aus der Wallachei stammenden Rumänen in Bosnien von Th. Filipescu mit Nachträgen von T. Dragičević (19, 77—101. 215—241. 335—357). Ein grösseres Werk desselben Verfassers über die rumänischen Kolonien in Bosnien hat die rumänische Akademie herausgegeben (Bukarest 1906. 310 S. Vgl. auch die Zs. Srp. kúž. Glasnik 18, 620 f.; 19, 636). Beschrieben werden in diesem Aufsatz besonders Gebräuche und Aberglauben bei Geburt, Hochzeit, Tod, zu Weihnachten und am Samstag vor Palmsonntag, Volksmedizin, Prognostika und Wahrsagungen, Baumkultus u. a. An die ethnographische Beschreibung dieses Völkerspitters, der sich etwa um das Ende des 18. Jahrhunderts hauptsächlich im

nordöstlichen Bosnien angesiedelt hat, schliesst sich eine eingehende anthropographische Beschreibung ihrer Ansiedlungen; es sind im ganzen 19 Dörfer mit etwa 2000 Einwohnern. — Einen kleinen, aber recht interessanten Beitrag zur Kenntnis der Agrargebräuche am Balkan bringt Stojan Novaković (Godišnica Nik. Čupića 26, 191—195): der in verschiedener Bedeutung bei Serben und Bulgaren gebrauchte Termin *paraspor* (ein dem Arbeiter als Teil des Lohnes angewiesener Acker u. a.) wird aus dem griechischen noch nicht genügend klaren *παράσπορον* erklärt. — S. Trojanović gibt einige Bemerkungen über die Hausgemeinschaft ('*zadruga*') und die Einzelwirtschaft ('*inokoština*') in der Zs. Srpski knjiž. Glasnik 19, 742ff. Vladimir Ćorović weist ebd. 19, 575ff. aus Akten des Wiener Kriegsarchivs nach, dass bei den Serben (auch Rumänen) in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Bigamie und auch Polygamie ziemlich stark verbreitet war. In einem anderen Aufsatz zeigt Dr. Gj. Gjorgjević ebd. 662f., dass Bigamie auch heute noch nach den Rechtsanschauungen des Volkes ganz am Platze ist, wenn die Frau überhaupt unfruchtbar ist oder bloss Mädchen gebiert; dann hört das eheliche Leben mit der ersten Frau auf. Seltener kommt sie ohne diese Ursache vor. — Über dem in südöstlichen Ungarn im Komitat Krassó-Szöreny angesiedelten katholischen, serbischen Stamm, der in der Mitte des 15. Jahrhunderts aus Altserbien ausgewandert ist, bringt einige vollständigere Nachrichten Jovan Živojnović im 'Letopis' des Vereins 'Matica Srpska' 242, 42ff. 243, 52ff., besonders eine ausführliche Beschreibung der Hochzeitsgebräuche; ausserdem Hirtengebräuche, eine Art Hauskommunion am Ostersonntag, die auch den lateinischen Namen, der in die altkirchenslawischen Sprache übergegangen ist, 'komükati' = communicare beibehalten hat (242, 57). Nicht bloss für die Sprachwissenschaft, sondern auch für die Volkskunde haben Wert die von Jovan Fil. Ivanišević zusammengestellte Sammlung serbischer Verwandtschaftsnamen (Sarajevo 1906 45 S.) und das von Miloško V. Veselinović gesammelte Verzeichnis der Monatsnamen bei den Serben 'Godišnica' des Nikola Čupić 26, 229ff.

Die bulgarische Volkskunde hat eine neue Pflegestätte in den vom Direktor des ethnographischen Museums in Sofia D. Marinow herausgegebenen Nachrichten 'Izvêstija' dieses Museums gefunden. Bisher erschien bloss das ziemlich schwächliche 1. Heft (1906, 38 S.) fast nur mit Beiträgen des Redakteurs. Nachdem er die Wichtigkeit energischer ethnographischer Sammeltätigkeit dargelegt hat, da während des nun 30 Jahre dauernden freien politischen Lebens Bulgariens der westeuropäische Einfluss sehr stark angewachsen sei und zerstörend auf die alte Volkstracht u. a. eingewirkt habe, behandelt er verschiedene Gebräuche und Spiele. In den nordöstlichen Gegenden Bulgariens werden an Sonn- und Feiertagen durch die ganze grosse Fastenzeit besondere zeremonielle Tänze mit Gesängen, *bojenec* genannt, abgehalten, die mit dem mythischen Sänger *Bojen*, den die Samowilen entführten, zusammenhängen sollen. Ein anderes Spiel wird am Johannistag aufgeführt: das jüngste, 3 bis 5 Jahre alte Kind wird an Feldern und Weinbergen herumgetragen, und soll die Ernte, das künftige Schicksal der Familienmitglieder u. a. vorher sagen. Am Fastmontage findet ein eigener Maskenumzug, *kukovi* oder *kukeri* genannt, statt, andere zu Weihnachten, am Anfange des neuen Jahres. Für die in zahlreichen Illustrationen dargestellten Masken wird thrakischer Ursprung vorausgesetzt, das Wort *kuk* selbst als thrakisch erklärt und mit lit. *kaukas* verglichen. Ausserdem beschreibt Marinov Kerbstöcke (S. 11ff.), auf welchen der ewige Kalender verzeichnet ist. Endlich wird das bulgarische Bauernhaus, sowie das städtische beschrieben. Wir wollen hoffen, dass der emsige und tüchtige Herausgeber nicht bei dem ersten Hefte stecken bleibt. — Die vom Prof. Miletić herausgegebenen

‘Nachrichten des Seminars für slawische Philologie an der Universität Sofia’ bringen auch in ihrem 2. Bd. (1907. 587 S.) einige volkskundliche Arbeiten. So Begräbnisgebräuche der Bulgaren von P. Paraškevov (S. 371—410); der Verf. verarbeitet neben publizierten auch eigene Beobachtungen, und bestrebt sich, den Stoff auf Grundlage der vergleichenden Ethnologie darzustellen, ausser den wirklichen Gebräuchen lesen wir manchen Aberglauben über die Übertragung von Krankheiten; Hund, Hahn u. a. sagen Unglück, Tod voraus; Bedeutung der Träume für den Verlauf der Krankheit, besonders Vampyrglauben (S. 393 ff.); vielleicht hängt damit der Brauch zusammen, dass am Schluss des dritten Jahres die Leichen ausgegraben werden, und wenn man sieht, dass die „Erde die Leichen noch nicht aufgezehrt hat“, erblickt man darin eine Folge verschiedener Sünden, Gottes Zorn, Verfluchung der Eltern u. a.; weiter über Totenschmaus u. a. Ivan Chadžov untersucht die Fluchmotive in den bulgarischen Volksliedern (S. 305 bis 370), gruppiert die Lieder nach den ungehorsamen, ungeratenen Kindern, dem untreuen Liebhaber usw., bei den Flüchen wird nicht nach der Person und Anlass des Fluches unterschieden. Eine besondere Gruppe bilden die Lieder, in denen Gott, Engel, Heilige auftreten und Gott Ungehorsame, Unbarmherzige, oder andere Wesen, Pflanzen u. a., straft: den Hafer, weil er sich nicht vor St. Georg geneigt, die Espe, den Kuckuck u. a. Ganz kurz berührt Ch. die doch nicht seltenen Fälle, wo der Mensch einen Schmerz oder Zorn in Flüchen gegen die leblose Natur, Fluss, Wind, Baum u. a. loslässt. — G. A. Georgiev gibt (S. 132 ff.) eine genaue Beschreibung der Dörfer Erkeč und Gulica in Ostbulgarien und ihrer Bewohner, der Wohn- und Wirtschaftsgebäude, Tracht, Gebräuche, besonders Hochzeitsgebräuche, mit Resten des Brautraubes und Brautkaufes, wie der Verehrung des Hausherdes. Ausserdem hat noch Marko Grigorov seiner Studie über den Dialekt von Malà-reka in Dibra, Makedonien, der sogenannten Mijaci, einige ethnographische Bemerkungen vorausgeschickt (S. 201 ff.), über die ökonomischen und sozialen Verhältnisse, Trachten u. a.; am Schlusse zwei Märchen und einige Volkslieder. In der Zs. ‘Rodopski naprêdük’ stehen einige Bemerkungen über Textil-Hausindustrie im Rhodopegebirge 5, 21 ff., 153 ff. vom Herausgeber St. N. Šiškov, dazu Sprichwörter und Aberglauben über das Spinnen. Ausserdem werden in dieser Zs. Volkslieder aus dieser Gegend, besonders der mohammedanischen Bulgaren mitgeteilt, auch Erzählungen, Aberglauben, Beschwörungen von Krankheiten, Prognostika u. a.

3. Russisch.

Wir beginnen mit einigen Aufsätzen, die allgemeinere Bedeutung haben oder die westeuropäische Volkskunde betreffen. Die ‘Studien zur Geschichte des poetischen Stiles und der Formen’ (Živ. Star. 16, Abt. 1, 43—60. 98—114. Izvěstija der russ. Abteilung der Petersburger Akademie 12, H. 3, 257—296) von V. F. Šišmarew handeln fast ausschliesslich von mittelalterlicher romanischer und deutscher Dichtung; der Vf. bespricht die Ansichten von Gröber, Jeanroy, G. Paris u. a. über die Anfänge der Pastourelle und der Alba, indem er bemerkt, dass auch die russischen, von der Kunstlyrik nicht beeinflussten Volkslieder das Thema der Malmariée kennen, ferner Hochzeitsgebräuche, das Hüten der Neuvermählten in der ersten Nacht u. ä. — J. Šarowoljskij untersucht in einer ausführlichen Abhandlung ‘Die Sage vom Schwerte Tyrŋing’ (Kiew 1906) die altisländische Hervarar Saga ok Heiðreks (Rec. Žurnal. min. nar. prosv. N. S. 11, 433 ff.) und bekämpft in einem kürzeren Aufsatz ‘Die alt-skandinavische Sage von dem Kampfe der Gothen mit den Hunnen und ihre historische Grundlage’ (Eranos, Festschrift zu Ehren des Prof. Daškewič S. 2—37) die Ausführungen Heinzels.

In seinen Bemerkungen über die Erforschungsmethoden des russischen Volksepos verteidigt A. W. Markow (Ethogr. Obozr. 72—73, 24—38) gegen Loboda und Trubicyn die von der vergleichenden Literaturwissenschaft ausgehende Richtung, da sie in ihren hervorragendsten Vertretern bei der Stoffvergleichung die kulturhistorischen Verhältnisse nie aus dem Auge gelassen habe. Besonders Wsewolod Miller suche die Geschichte der epischen Lieder darzulegen, d. h. auf Grund einer genauen Vergleichung der einzelnen Varianten die älteste Form jedes Liedes festzustellen und Reflexe der Kulturverhältnisse oder historischen Ereignisse in ihnen nachzuweisen; zu beachten seien namentlich die Anschauungen und Interessen der Dichter; nur so könne Entstehungs-Ort und -Zeit der epischen Lieder ermittelt werden. Markow selbst versucht von diesem Gesichtspunkt aus zwei Gruppen der epischen Lieder kriegereischen Inhalts zu unterscheiden: Fürstenlieder, die in dem engeren Kreise des Fürstenhofes verfasst wurden, und Heldenlieder, in denen der Fürst Wladimir eine wenig beneidenswerte Rolle spielt. Andere entstanden unter den städtischen Kaufleuten, unter den Bauern der Marktflecken, unter kirchlichen Personen, besonders Pilgern. In diesen Kreisen wurde z. B., wie der Verfasser in einem anderen Aufsatz (ebd. 70—71, 15—34) ausführt, das Lied von Dobrynja, dem Drachentöter, gedichtet. Es hängt zusammen mit der byzantinischen hagiographischen Literatur, besonders mit der apokryphen Legende vom hl. Nikita, die das Patronymikon des Helden Dobrynja hergab, verbunden mit dem Bilde des Drachen-Teufels, und ist im Nowgoroder Land von Pilgern verfasst, die Palästina und die Nachbarländer der Sarazenen kannten. Um festzustellen, inwiefern sich die Persönlichkeit der Rezipitoren in den epischen Liedern äussert, untersucht N. W. Wasiljew (Izvěstija der russ. Abt. der Petersburger Akademie 12, 2, 170 bis 196) die vom Rezipitor Wasilij Ščegolenok fünf Sammlern zu verschiedenen Zeiten (1860—1868, 1871, 1873 und 1886) vorgesagten Lieder und zeigt u. a., wie jener den Namen eines Helden auf einen anderen überträgt, Abenteuer namenloser Helden bekannten epischen Persönlichkeiten zuschreibt oder einigen Eigenschaften zuteilt, die der traditionellen Vorstellung nicht entsprechen. Mit der Zeit änderte dieser Rezipitor immer mehr, nicht selten in bewusster Absicht; und dabei war er bereits über 50 Jahre alt, als ihm die ersten Lieder nachgeschrieben wurden. — Auf das russische Epos geht auch die letzte Studie Wesselowskys 'Russen und Wiltiner in der Sage von Thidrek von Bern' (ebd. 11, 3, 1—190) ein. Er nimmt einen Einfluss der russischen Sage von Ilja auf die Ortnitsage an, handelt über die Bedeutung der Waräger für die Bildung Russlands, den Ursprung des Namens Rus, über die Wiltiner, Welten (russ. wolot, altkirchslaw. wlat Riese) und ähnliche Ortsnamen, Wolotowo pole, Wolotowa mogila u. a., in weissrussischen Gegenden, und bringt den Namen des alten Nowgoroder Fürsten Brawlin in nähere Verbindung mit Myrmidon durch eine Zwischenform *Mrawlin u. a. m. — Als Beitrag zur Geschichte der grossrussischen Volkspoesie druckte W. J. Peretz einige Lieder aus Hss. des 18. Jahrhunderts ab (Rus. Fil. Věst. 66, 187—201), und N. M. Petrowskij beschrieb eine hsl. Liedersammlung des 18. Jahrhunderts (Izvěstija der russ. Abt. der Petersburger Akad. 12, 1, 273—294). P. K. Simoni besorgte eine neue sorgfältige Ausgabe der für Richard James 1619—1620 aufgezeichneten Lieder (Sbornik der russ. Abteilung der Petersburger Akademie 82, 7. 12 + 29 S.). Die Hs. ist photographisch reproduziert und daneben der Text in treuer Abschrift und neuer Leseart wiedergegeben. Angehängt hat Th. E. Korš eine eigene Lesung, in der er den Rhythmus der Lieder genau bezeichnet und mit Anmerkungen zur Rhythmik und Metrik derselben versieht. Auf die gleiche sorgfältige Weise wurde von beiden Gelehrten das halbvolkstümliche Gedicht 'Wie das Unglück einen

Jüngling zum Mönche machte' aus der einzigen Hs. des 18. Jahrhunderts ediert (ebd. 73, 1—88).

Neugesammelte Volkslieder veröffentlicht A. A. Makarenko aus Sibirien (*Živaja Star.* 16, 2, 25—44. 55—68. 88—95), sowohl epische, teilweise in Prosa, als lyrische, durchweg mit Hinweisen auf Varianten in anderen Sammlungen. N. Ončukov teilt epische Lieder religiösen Inhaltes, die er an der unteren Petschora gesammelt, mit (ebd. 16, 2, 10—24. 51—54. 73—82. 100—110); einige andere, die schon 1845 im Gouv. Tula aufgezeichnet worden waren, druckt M. Speranskij ab (*Čtenija der Moskauer Gesellschaft für Geschichte und Altertümer* 223, 4, 24—38), noch einige religiöse Lieder aus dem Gouv. Nižegerod und Kostroma W. Ržiga (*Etnograf. Obozr.* 72—73, 63—70). Die weitaus grösste Sammlung solcher religiöser Lieder, 55 Nummern zählend, stellte A. Možarevskij bei den Altgläubigen des Gouv. Kasan u. a. zusammen (ebd. Bd. 70—71, 242 bis 302). 45 altertümliche Volkslieder aus den Gewerkschaften des Gouv. Perm gab A. E. Wojewodin heraus (Perm 1906), kleine Liedchen aus dem Bz. Wetluga, Gouv. Kostroma D. Markow (*Izvěstija der Ges. f. Archäologie, Geschichte und Ethnographie an der Universität Kasan* Bd. 23). Einen recht interessanten Einblick in die jetzige Volkspoesie, in die bei Tänzen und Spielen der Jugend in den Gouv. Moskau, Jaroslaw und Twer gesungenen Lieder gibt der Aufsatz von Wasilij Stepanow (*Etnograf. Obozr.* 72—73, 181—199); wir lesen, wie die Revolutionslieder bis in die untersten Volksschichten, in den Mund unmündiger Kinder eindringen, freilich weniger wegen ihrer Tendenz, als wegen ihrer ansprechenden 'Motive'. Einige Worte über Hochzeitslieder, welche die Vorzüge des Bräutigams, der Braut und ihrer Familien preisen, schrieb D. Uspenskij (ebd. 70—71, 243 bis 247). Eine ziemlich stattliche Sammlung weissrussischer Lieder, 258 Nummern nebst einem Märchen, aus fünf Ortschaften des Bz. Sluck, Gouv. Minsk gab S. Malevič heraus (*Sbornik der russ. Abteilung der Petersburger Akademie* 82, 5, 194). Neben der grossen Zahl weissrussischer Lieder, in deren Sprache sich der polnische Einfluss sehr stark äussert, erscheinen einige, die von Grossrussen oder Kleinrussen übernommen sind. Historische und insbesondere erotische Lieder, ausserdem zwei Märchen, darunter eine nicht uninteressante Variante des Grindkopfstoffes, aus dem nordöstlichen Sibirien, aus Kolyma veröffentlichte Evg. Popow (*Etnograf. Obozr.* 72—73, 159—181).

N. A. Jančuk will bei der Erforschung der Volkstraditionen das alte und mittelalterliche Schrifttum, besonders die Apokryphen, berücksichtigt sehen und befasst sich eingehender mit einer eigentümlichen Legende aus dem Gouv. Sedlec (*Izvěstija der russ. Abteilung der Petersburger Akad.* 12, 1, 126—143). Sieben fürstliche Brüder fühlen ihr Ende nahen und beginnen ihre Ruhestätte, einen Turm, zu bauen. Aber was des Tages über aufgebaut wird, versinkt nachts in die Erde. Schliesslich wird eine grosse goldene Kugel geschmiedet, ein lebender Hahn eingeschlossen und die Kugel an der Spitze des Turmes, die aus der Erde hervorragte, befestigt. Wie der Hahn kräht, beginnt der Turm aus der Erde herauszuwachsen, bis die Spitze den Himmel berührt. Nun legen die Brüder sich hin und sterben. Wohl mit Unrecht denkt der Vf. an einen Einfluss des Henochbuches; eine ähnliche Fassung wurde unlängst im Gouv. Tomsk aufgezeichnet (*Zapiski der Krasnojarskischen Unterabteilung der russ. geograph. Ges. Ethnograph. Abt.* 1, 2, 55. nr. 14). Allgemeineren Wert hat der Aufsatz von A. I. Sonni: 'Elend (gore) und Schicksal (dolja) im Volksmärchen' (*Eranos, Sammelband zu Ehren des Prof. Daškevič* S. 362—425). Der Vf. betont die Wichtigkeit der kritischen Analyse und Vergleichung der Volkstraditionen gegenüber der anthropo-

logischen Richtung, welche die Gleichheit der Motive aus der Gleichheit des menschlichen Geistes zu erklären versuche, ohne sich in historisch-philologische Detailforschung um die Bestimmung ihrer Verwandtschaft abzumühen. Gegen die Erklärungen Potrbnjass und Wesselowskij's polemisierend, untersucht er die gross-, klein- und weissrussischen Erzählungen von der dolja, den zwei doljen, die grusinische, serbische, die südeuropäischen Versionen, wie auch die bereits von Reinh. Köhler herangezogene Erzählung des Abstemius, ebenso das griechische Märchen bei Hahn, das gleich einem serbischen und kleinrussischen das Motiv der goldene Eier legenden Henne anfügt, deren Kopf genossen zum König macht (Grimm, KHM. 122). Nachzutragen wäre z. B. eine bulgarische Fassung (Sbornik nar. umotv. 2, 3, 3). Ein bedeutender Unterschied zwischen den russischen und südeuropäischen Fassungen liegt im Grundgedanken: dort kann auch der unglücklichste Mensch sein Schicksal verbessern, sobald er einen anderen Beruf erwählt, in den südeuropäischen dagegen ist er immer vom Unglück verfolgt und kann höchstens bei einer Unachtsamkeit seines Schicksals einen Erfolg erringen. Dieser Glaube an das persönliche Schicksal hat sich auf römischem Boden entwickelt und ist dann durch andere Völker übernommen worden. Darauf weist der Zug hin, dass das Schicksal des einen wacht, das des anderen schläft, der aus einer rein römischen Vorstellung entsprungen ist. Somit darf man aus den Erzählungen von den zwei doljen nicht auf die mythologischen Vorstellungen der alten Slawen schliessen. In der grossrussischen Fassung bei Afanasjew erblickt der Vf. nach Ausschaltung des Motivs von den zwei doljen eine abgeschlossene Erzählung vom 'gefangenen und wieder freigelassenen Elend'. Ein armer Teufel fängt ein dämonisches Wesen, welches die Ursache seines Unglückes ist, schliesst es in ein Gefäss ein und vergräbt es. Ein anderer gräbt es auf, befreit es und wird dafür von diesem Wesen gepackt. Dies Märchen kommt auch bei den Polen und Deutschen vor, in einem Gedicht des 14. Jahrhunderts, bei Reinmar von Zweter u. a. (Ungelücke, unsaelde); hierher gehören auch die deutschen Vorstellungen vom Aufhocker, vom Fangen des Teufels oder Todes in einen Sack. Die Erzählung vom gefangenen und wieder befreiten Elend gründet sich also auf übernommene Motive; der charakteristische Zug von der Anhänglichkeit des Elends an seinen Befreier begegnet schon bei dem griechischen Philosophen Sotion im 1. Jahrhundert n. Chr.: das Elend ($\lambda\iota\pi\eta$) bleibe gern und wachse bei denen, die es nähren ($\tau\rho\phi\epsilon\upsilon\sigma\iota$). Zuerst war, wie Reinmars Gedicht zeigt, die Erzählung viel einfacher; sonst steht aber die russische Tradition von Gore (auch „Kručina“) der altgriechischen näher. Auch hier ist also nichts Mythologisches, nichts spezifisch Slawisches nachzuweisen. — Das Thema von dem gefangenen und eingeschlossenen Dämon behandelt fast gleichzeitig N. Durnowo (Drewnosti, Arbeiten der slawischen Kommission der Kais. Moskauer Archäolog. Ges. 4, 54—151. 319—326), jedoch nicht sowohl nach den Volkstraditionen als nach der byzantinischen und altrussischen Literatur. D. untersucht die russischen Texte der Legende von Avva Longinos, der mit dem Kreuz den Teufel in ein Wassergefäss bannt, die Legenden vom Märtyrer Konon dem Isaurier, ihre griechischen Vorlagen und die einzelnen slawischen Bearbeitungen, endlich die Erzählung von dem Einsiedler, der um die Hand der Zarentochter anhält, die in verschiedenen Bearbeitungen vom 16. bis 19. Jahrhundert vorliegt und auch in den Volksmund gedungen ist. Nach den Worten des Evangeliums Matth. 7, 20 klopft der Einsiedler an die Tür des Kaiserlichen Palastes und bittet um die Hand der Prinzessin; er soll sie erhalten, wenn er den leuchtenden Stein (Karfunkel) bringt; dazu hilft der Teufel, den er aus einem Gefäss loslässt und wieder einschliesst. D. nimmt für diese Erzählung

keine byzantinische Vorlage an, sondern vergleicht die verwandten Erzählungen aus 1001 Nacht, Grimm KHM. 99, die deutschen Sagen vom Zauberer Vergil, im Reinfrit von Braunschweig, Jansen Enenkel, Hemmerlin und die Sage von Paracelsus. Möglicherweise war die arabische Erzählung die Vorlage der alten deutschen Sage wie des deutschen Märchens, mit denen die russische Legende vom Einsiedler zusammenhängt. Da die deutsche Sage vor dem 16. Jahrhundert nach Russland drang, bekommen wir einen neuen Beleg für westeuropäischen Einfluss auf Russland in älterer Zeit. —

Frau Jelena Jeleonskaja stellt die neuerdings von deutschen Gelehrten vorgebrachten Ansichten über die Entstehung und Komposition des Märchens zusammen (Etnograf. Obozr. 72—73, 39—59). Von derselben Verf. rührt ein Aufsatz über das von der Stiefmutter verfolgte Mädchen her (ebd. 70—71, 55—67), allgemeine Bemerkungen über einige Märchen, in denen dies Thema die Grundlage bildet, und Motive, wie das von der durch die sterbende Mutter hinterlassenen hilfreichen Puppe. — In der Fortsetzung von W. A. Bobrows Studie über das russische Tiernmärchen (Rus. Filolog. Věstnik 57, 84—99. 339—350. 58, 154—189; vgl. oben 1907, 344) werden untersucht die Stoffe: Fuchs überlistet den Wolf (Fische gestohlen, der Wolfsschweif im Eisloch u. a.); Füchsin als Hebamme (frisst allen Honig auf und beschuldigt den Wolf); Fuchs als Arzt, als Klageweib; Fuchs, Schaf und Wolf (der Wolf küsst das Fangeisen), die Tiere in der Grube; Katze, Hahn und Fuchs (die Katze befreit den vom Fuchse geraubten Hahn); der Fuchs, überlistet, steckt den Schweif aus dem Loch, und so fangen ihn die Hunde; Fuchs und Hahn; Bauer, Bär und Fuchs. Dabei hätte dargelegt werden sollen, dass auch bei der Teilung der Ernte der Bauer den Teufel ebenso überlistet, und zweitens der den Bauer bedrohende Bär wird ähnlich getötet, wie der vom Bauer aus einer lebensgefährlichen Situation befreite Löwe oder Schlange; vgl. die Monographie Kaarle Krohns, wo auch die Undankbarkeit der Welt und die Betörung des Fuchses (Bobrow ebd. 58, 178) vorkommt. Bobrow legt grosses Gewicht darauf, dass in vielen russischen Tiernmärchen der Fuchs überlistet wird, und dass der Charakter des Fuchses sich somit bei den Russen nicht endgültig festgestellt hat, während im 'Westen' der Fuchs in allen Dingen Erfolg hat. Allein das ist gewiss unrichtig; der Vf. hat leider die ausserrussischen Tiernmärchen nicht in genügender Weise zur Vergleichung herangezogen. Nach den Fuchsmärchen untersucht er die um den Wolf gruppierten Märchen (58, 177 ff.) vom dummen Wolf. — Frau W. Charuzina erwähnt eine Ortssage von einem Moskauer Kloster (Etnograf. Obozr. 72—73, 60 ff.), in dessen Nähe ein Frosch lebte, der sich, wenn jemand nahte, aufblähte und die Leute nicht ins Kloster liess, und weist auf verwandte Sagen hin. — Einige Legenden über Stenka Razin sammelte und verglich mit verwandten Sagen, doch ohne Erfolg, A. S. Madujev in den 'Trudy' des 2. archäologischen Kongresses in Twer. G. N. Potanin gab eine ziemlich reichhaltige Sammlung von Märchen der russischen und fremdsprachigen Bevölkerung der Gouv. Jenisej und Tomsk heraus in den 'Zapiski' der Krasnojarsker Unterabteilung der Ost-Sibirischen Abteilung der Kais. russ. geograph. Gesellschaft Bd. 1, 2, 200). N. Nikiforowskij stellte verschiedene Sagen über den Teufel im Gouv. Witebsk zusammen (Wilenskij Wremennik 2, 3—103). — Ausserdem lesen wir in der Živ. Star. 16, Abt. 5, S. 41 eine Fassung der bekannten Sage 'Seit wann hörten die Leute auf, die Greise zu töten?' und eine satirische Sage vom Tode der Gerechtigkeit und einem Versuche, sie wieder zu beleben (ebd. S. 43), aus Akten des Jahres 1620 exzerpierte Aussagen über einen angeblichen Sohn des Zaren Iwan des Grausamen (ebd. Abt. 1, S. 153 ff.). Neben einigen unbedeutenden

Lokalsagen, darunter auch aus dem letzten russisch-japanischen Krieg, teilte N. Neustupov (ebd. Abt. 5, 31) eine Notiz von einer unter den Mädchen gebräuchlichen geheimen Sprache mit. Der Aufsatz von G. Barac Über das biblisch-haggadische Element in den Sagen und Erzählungen der ältesten russischen Chronik (Ukraina 1, 362—382; 2, 41—60, 314—346) hat mit der eigentlichen Sagenliteratur recht wenig gemein. Auf Grund einer sehr kühnen Emendierung und Interpretation des Textes der sogenannten Nestorischen Chronik wird ausgeführt, dass die Sage von dem Besuche des Apostels Andreas in Kijew und Nowgorod sich eigentlich auf den Slawenapostel Method bezieht, die Sage von der Gründung Kijews erdichtet wurde nach dem Muster der hebräischen Sage von den Söhnen Noahs; die Sage von der den Poljanen und Drewljanen von den Chasaren auferlegten Steuer in Form von zweischneidigen Schwertern habe sich unter Einfluss hebräischer Vorstellungen gebildet; auch die Sage von Wladimir und Rognjeda sei eine ausgearbeitete hebräische Sage.

Als Nachtrag zu einem Aufsätze über das Puppentheater (s. oben 1906, 222) gibt N. Winogradow eine Beschreibung desselben, wie es sich in einem Provinzialmuseum des Baron Steingel mit Marionetten zu einzelnen Spielen befindet (Izvěstija der russ. Abteilung der Petersburger Akademie 11, 4, 408 ff.). Dasselbst (S. 165 bis 244) ist noch eine genaue Analyse zweier Versuche um die Dramatisierung der Geschichte von Magelona aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts von W. Rézanow abgedruckt; nach diesen Ausführungen hängen diese russischen Bearbeitungen nicht zusammen mit den Bearbeitungen der deutschen Dramatiker. Endlich ist auch eine kleine Sammlung von Rätseln abgedruckt (Živ. Star. 16, 5, 42 f.).

In unserem letzten Bericht (1907, 347) haben wir kurz die neuen Moskauer Arbeiten der Kommission für Musik-Ethnographie erwähnt, und einige Aufsätze aus den von ihr herausgegebenen Materialien und Studien auf dem Gebiet des Volksliedes angeführt. Mehr historisches Interesse hat die Studie des verstorbenen J. Melgunow aus dem Jahre 1884 'Über den Rhythmus und die Harmonie der russischen Lieder' (S. 361—399) wie auch dessen Vortrag über die russische geistliche Musik aus dem Jahre 1883 (S. 401—407). In seinen Studien der Rhythmik der russischen Lieder hielt sich Melgunow an die von Rud. Westphal erläuterten Prinzipien der Rhythmik von Aristoxenos. Er hebt die Wichtigkeit der russischen Lieder für Komponisten und theoretische Studien hervor; sie sind 'ein unerschöpflicher Schatz' für die Feststellung der fundamentalen Unterschiede der russischen Musik von der westeuropäischen, für das Studium der altgriechischen Melodien, mit denen sie sehr nahe verwandt sind, und für die Geschichte der Musik überhaupt. — Er betont die unumgängliche Notwendigkeit, den Rhythmus zugleich mit der Melodie zu studieren; das russische Lied wird nie skandiert, existiert nicht ohne Melodie. Hauptsächlich ist der Aufsatz ein begeistertes Plaidoyer für den Aufbau der russischen Musik auf Grund der heimischen Volksmelodien. Im Anschluss an N. Jančuks Aufsatz 'Der Fürst V. Th. Odojevskij und seine Bedeutung in der Geschichte der russischen Kirchen- und Volksmusik' (S. 411—427) teilt W. Paschalow die Anmerkungen mit, welche der Fürst der Ausgabe russischer Volkslieder von Prač aus dem Jahre 1815 beifügte, und die Redaktion druckte noch eine Kritik eines von dem Fürsten harmonisierten Volksliedes aus dem Jahre 1873 ab (S. 435 ff.).

Der Schwerpunkt dieser Publikation liegt in einer Masse neuer Materialien, welche Mitglieder der Moskauer Kommission für Musik-Ethnographie meist auf eigenen von derselben ausgesickten Expeditionen gesammelt haben. Die grösste

Sammlung brachten zusammen A. Markow, A. Maslow und B. Bogoslawskij im Sommer des Jahres 1901 am sogenannten Winterufer des Weissen Meeres in zwei Dörfern. Auf zwei Expeditionen hat A. Markow bereits eine sehr stattliche Sammlung epischer Lieder zusammengebracht, welche 1901 unter dem Titel 'Bylinen vom Weissen Meere' erschienen ist. Diese dritte Expedition wurde gleichfalls von schönem Erfolg gekrönt, neue Liederschätze wurden gehoben und zugleich eine Anzahl von Melodien grossenteils mit dem Phonographen aufgezeichnet. Die Expedition arbeitete an der Terskischen Küste und an dem gegenüberliegenden Winterufer und sammelte so viel Material, dass nur ein Teil der Lieder und Melodien in diesem Bande Raum fand. Am Winterufer haben sich auch die alten epischen Lieder viel besser erhalten als an der Terskischen Küste, wo nur noch Frauen die alten 'Bylinen' rezitieren. Die Bylinen beider Gegenden zeigen im Inhalte wie im musikalischen Charakter, besonders im rhythmischen Bau einen bedeutenden Unterschied. Die Bylinen, historischen und religiösen Lieder haben verschiedene Melodien; doch vielfach werden die historischen Lieder nach der Melodie der Bylinen vorgetragen, manchmal die Bylinen auch nach der Melodie der religiösen Lieder, falls sie der Sänger zu den religiösen Liedern rechnet. Übrigens hat jeder Sänger seine Lieblingsmelodie, wonach er die meisten seiner Bylinen vorträgt. Einen sehr archaischen Charakter haben die Melodien der Hochzeits-, Begräbnis- u. a. Lieder. Die Sammlung enthält S. 11—158 religiöse Lieder, Bylinen und historische Lieder, Weihnachts-, Hochzeits- und Begräbnislieder, zusammen 61 nr.; S. 121 auch eine kurze Beschreibung der Hochzeit. — Ferner zeichnete J. Tezavrovskij im Gouv. Perm einige Lieder und Melodien auf (ebd. S. 441—452), in den Gouv. Saratow, Simbirsk und Samara A. Maslow (ebd. S. 453—474), in einem Dorfe des Bz. Nikolsk, Gouv. Wologda, Anatol. Popow (ebd. S. 475—495) nebst einer Beschreibung der dortigen Hochzeitsbräuche, bei den Kosaken des Dongebietes A. Listopadow (S. 159—218), der in einer ausführlichen Einleitung die Pflege der Volkspoesie und der Musik schildert, die Ursachen ihres Verfalls darlegt und auch das Instrument 'lira' beschreibt, das der Bauernleier, 'lyra rustica' in M. Prätorius 'Syntagma musicum' (1614—20) gleicht. Aus dem gesammelten Stoffe teilt er eine Byline, 'historische' Lieder, Hochzeitslieder u. a. mit. Ebd. S. 497—516 finden wir in Notenschrift die Ausrufe verschiedener Händler und Handwerker in Moskau, Petersburg, Tula u. a., deren Wert für den Ursprung und die Anfänge der Musik N. Jančuk in der Einleitung unter Hinweis auf Bücher, Grosse u. a. betont. Endlich stehen S. 269—360 zwei Abhandlungen von D. Arakčijew über die Volkslieder, Melodien und geistliche Musik der Grusinier. Neben dieser Moskauer Kommission ist auf dem Gebiete des russischen Volksliedes ein Ausschuss der Kais. russ. geograph. Gesellschaft seit 1897 tätig, um russische Lieder unter den Schülern und Soldaten zu verbreiten und die Liebe zum heimischen Liede zu fördern. Dieser praktische Zweck tritt hervor in der von ihm jüngst herausgegebenen Sammlung '50 Lieder des russischen Volkes für Männerchöre aus den im Jahre 1902 im Gouv. Saratow von J. W. Nekrasow und Th. J. Pokrowskij gesammelten Liedern' (Moskau 1907. 52 S.), die ausser einem religiösen und einem epischen Liede (bylina) Hochzeits-, Tanz- und andere Lieder enthält. — Das kleinrussische Musikinstrument machte zum Gegenstand einer eigenen Untersuchung N. Priwalow in dem 'Zapiski' der Abteilung für russische und slawische Archäologie der Kais. russischen archäologischen Ges. Bd. 5, H. 2; er meint, dass die kleinrussische 'lira' am meisten der französischen 'vielle' gleicht. Über die wirklich ergreifende russische Kunst des Glocken-

läutens schrieb St. Smolenskij in der 'Russischen Musikalischen Zeitung' 1908, nr. 9—10.

Einen sehr lesenswerten Beitrag zur russischen Ethnographie liefert Dr. P. Jacoby mit seinem Buch 'Die Wjatitschen des Gouv. Orel' (Zapiski der k. russ. geograph. Ges., Abt. f. Ethnographie Bd. 32. 11 + 196 + 49 S. mit 10 Karten). Auf Grund der geographischen Namen beweist der Vf., dass die Wjatitschen finnisch-ugrischen Ursprunges sind, und dass das finnisch-ugrische ethnische Element einst keilförmig, ziemlich tief nach Süden durch den Bz. Roslaw (des Gouv. Smolensk), die Gouv. Kaluga, Tula, Orel durch das Gouv. Kursk in einem breiten Streifen bis in den Westen des Gouv. Charkow sich zog. Seine Ableitungen einzelner Namen sind mitunter gewagt und unrichtig, wie Pastor J. Hurt in seiner Vorbemerkung darlegt. Der Vf. wagt sich bis an die Erklärung von Herodots Nachrichten über die Völker des heutigen Russlands. Die Volkskunde berühren seine Erklärungen einiger Hochzeitsgebräuche, der Frauentracht und der in einzelnen Bezirken des Gouv. Orel verbreiteten Sekte der Chlysten; in diesem Kultus erblickt er den Schamanismus des östlichen Zweiges des finnischen Volkes, atavistische Rückkehr zur kommunalen Ehe, zum Hetärismus. — Glauben und Brauch der Kosaken von Naursk im Terekgebiete am Kaukasus beschreibt P. Wostrikow (Sbornik von Materialien zur Beschreibung der Orte und Völkerschaften des Kaukasus 37, 2, 1—93): Vorstellungen von Mond, Sonne, Sternen, Milchstrasse, von Erde, Himmel; die Erde ruht auf sieben Walfischen, Erschaffung der Erde, die Berge u. a. vom Teufel geschaffen, Sintflut, Sündenfall, Donner, Regen und Regenbogen, Gebräuche bei Trockenheit; es gibt 24 Winde, alle sind gefesselt; einige reißen sich los und wüten von einem Ende zum anderen; Himmel gibt es sieben, bei Gewitter öffnen sich sechs Himmel und die Gerechten erfreuen sich des Anblickes des siebenten Himmels, des Sitzes des Allmächtigen. Tiere: die Schildkröte aus einem Drachen (S. 13); Laubfrosch getrocknet am Hals getragen, gegen Fieber; Schlangen u. a., Hexen und Zauberer (S. 12), Hysterie und Epilepsie (22), Wahrsagerei, Liebeszauber; Hauskobold (27), Feen, böser Blick (31), Krankheiten, Beschwörungen und Verwünschungen; glückliche und unglückliche Tage (37); Heilige, Engel, Antichrist u. a. Weiter werden einige Traditionen mitgeteilt: Märchen (42) nr. 1: von der geschundenen Ziege u. a., Sprichwörter (67), Rätsel (71). — Ein anschauliches Bild einer Kolonie der Altgläubigen (Staroobradzen) im Gouv. Mogilew zeichnete Iwan Abramow (Živ. Star. 16, 1, 115—148), besonders ihr religiöses Leben, doch auch Tracht, Hochzeitsgebräuche, ihre Lebensanschauungen. Als Enzyklopädie dient ihnen eine Sammlung biblisch-apokrypher Fragen und Antworten, die zum Teil aus dem frühmittelalterlichen Schrifttum stammen (Aus wieviel Teilen wurde Adam erschaffen u. a.); auch verschiedene Lieder werden mitgeteilt. — Einige charakteristische Gebräuche der Weissrussen im Gouv. Minsk, Bez. Sluck schildert A. Seržputovskij (ebd. 16, 1, 149 ff. 207 ff.): eine Art geistlicher Verwandtschaft (sjabrynà), die geschlossen wird, wenn ein Bienenschwarm von dem einen Bauern zum anderen hinüberfliegt; die Sitte, alle Produkte mit den Nachbarn zu teilen, z. B. wenn ein Schwein geschlachtet oder Honig ausgenommen wird, worin der Vf. Reste einstiger Gütergemeinschaft erblickt; Aalfang; gegenseitige Aushilfe bei wichtigen Arbeiten in der Hauswirtschaft (talakà; ähnlich serbisch móba), besonders nach einer Feuersbrunst, Hochwasser u. a. — Wie in Ostsibirien, Gouv. Jenisej, zu Kirchweihfesten ein eigenes Bier von den Dorfbewohnern gebraut wird, beschreibt A. Makarenko (16, 1, 151—199). Hochzeitsgebräuche aus den Gouv. Twer und Kostroma beschreiben in dem 'Trudy' des 2. archäologischen Kongresses in Twer A. Pervuchin, W. Andronikow,

W. Maljkowskij, und geben auch die betreffenden Hochzeitslieder heraus; ausserdem druckt A. Možarowskij seine 1874 angelegte Sammlung Hochzeitslieder aus dem Gouv. Kazan ab (Etnograf. Obozr. 72—73, 70—158) mit der Beschreibung der Gebräuche von der Wahl der Braut an bis zum Kampfspiel, dem Loskauf der Braut und dem Hochzeitsschmaus, und schliesslich bis zur ersten Taufe nach neun Monaten. Gebräuche bei Geburt und Taufe im Bz. Klinsk, Gouv. Moskau, beschreibt W. Stepanow (ebd. 70—71, 221—234). — Unter den neuesten Arbeiten über Brauch und Aberglauben ist an erster Stelle die gründliche Abhandlung von Wěra Charuzina 'Zur Frage der Verehrung des Feuers' zu nennen (Etnograf. Obozr. 70—71, 68—205). Im ersten Teile behandelt die Verfasserin den derzeitigen Stand aller mit diesem Gegenstand zusammenhängenden Fragen, kritisiert neuere Arbeiten (Wachter u. a.), stellt neue Fragen und Wünsche auf, besonders in bezug auf die russische und nichtrussische Bevölkerung Russlands und Sibiriens. So wird behandelt der mit dem Kult des Feuers zusammenhängende Kult des Herdes und der Vorfahren, wie auch der damit zusammenhängende Kult der Hausgeister, wie er sich besonders bei dem Übersiedeln in eine neue Wohnstätte äussert. Hierbei wird gezeigt, dass das russische Volk keine bestimmten Vorstellungen über den Hausgeist (domovoj) und seinen Sitz hat und dass man durchaus nicht den Herd als die Stelle bezeichnen kann, die sich am besten zur Opferstelle für den Hausgeist oder die Geister der Vorfahren eignete. Nur in einigen seltenen Fällen kann man eine Verbindung des Hausgeistes mit dem Herde annehmen. Der Kultus des Feuers ist nach der Verfasserin viel älter als der Ahnenkult. Sie vermutet, dass einige Züge des einstigen Beschützers der Wohnstätte, des Feuers, auf ein anderes Wesen, nämlich den die Getreidedarre hütenden Geist (ovinjanik), übertragen worden sind und beschreibt die Gebräuche beim Trocknen und Dreschen des Getreides. Auch bespricht sie den Geld verschaffenden Drachen und die Anschauungen über Sonne und Blitz, Donnerkeile, Irrlichter, Meteore. Das zweite Kapitel (S. 128ff.) behandelt den Glauben in die reinigende, heilende und befruchtende Kraft des Feuers und die bezüglichlichen Gebräuche und Aberglauben, z. B. dass bei dem Tode des Vaters das Feuer ausgelöscht wird und ein neues auf die ursprüngliche Weise durch Reiben entzündet wird. Im dritten Kapitel (S. 144ff.) werden die verschiedenen Arten der Verehrung des Feuers, die Opfer beschrieben und untersucht, ob wirklich einst auch Menschenopfer dargebracht wurden, wie Frazer und Wachter glauben; dem Feuer geweihte Tage, Heilige, die mit dem Feuerkultus in irgend einer Beziehung stehen, Ansichten über Feuersbrünste, Fest bei dem Bau des Herdes, Aberglauben über Gegenstände, die mit dem Feuer und dem Herde zusammenhängen. Angeschlossen sind Anschauungen über Brot und Brotbacken. Zum Schlusse werden noch die Sagen über Vögel untersucht, die das Feuer vom Himmel gebracht haben sollen, wie auch über Pflanzen, die in irgend einer Beziehung zum Feuer stehen. Ein sehr gründlich gearbeiteter Fragebogen (236 nr.) fordert zur weiteren Sammlung des Materials bei dem russischen Volke und den nichtrussischen Völkern Russlands, des Kaukasus und Sibiriens auf. — S. K. Kuznecow beschreibt die 'Totenmasken', die in einigen Gräbern Sibiriens gefunden wurden. (Izvēstija der Gesellschaft für Archäologie, Geschichte und Ethnographie an d. Univ. Kazan 22, 75—118), vergleicht die in peruanischen Gräbern gefundenen Maskoiden und handelt über deren Bedeutung.

Veröffentlicht wurden ausserdem kleinere Beiträge zum Aberglauben aus dem Gouv. Jaroslaw (Etnogr. Obozr. 70—71, 217—221): bei Hochzeit, Tod und Begräbnis, zur Erntezeit; aus dem Gouv. Moskau, Bz. Klinsk (ebd. S. 221—237),

Geburt und Taufe; im Gouv. Rjazan (Izvěstija der russ. Abt. der Petersburger Akademie 11, H. 4, S. 109—128) über das Getreide, auch über das rätselhafte orseñ, taúseñ. — Zur Volksmedizin ist ein Beitrag von N. Th. Wysockij zu verzeichnen: 'Das Fieber, sein Ursprung, Ursachen und Heilverfahren nach den Anschauungen des Volkes' (Izvěstija der Ges. f. Archäologie, Geschichte und Ethnographie an der Universität Kazan 23, 249—273). — Die grosse Sammlung von Beschwörungsformeln, Besegnungen und ähnlichen Heilungsarten von A. Wetuchow ist endlich abgeschlossen (Rus. filolog. věstnik 57, 29—83. 58, 80—153). Eine andere solche Sammlung stellt N. Winogradow (Beilage zur Zs. Živaja Star. 16, 102) hauptsächlich im Gouv. Wologda und Kostroma, grösstenteils aus eigenen Aufzeichnungen, teilweise aus älteren Handschriften zusammen; sie enthält auch Gebete zu verschiedenen Gelegenheiten und Zwecken, Himmelsbriefe u. ä.; es sind nicht bloss Beschwörungsformeln gegen Krankheiten, sondern auch gegen anderes Unheil, gegen Trockenheit, Besegnungen vor bösen Leuten, Gebete vor der Reise, vor der Jagd, bei der Hochzeit u. ä.

Auf den heutigen Volksglauben übten grossen Einfluss die alten astrologischen, wie auch medizinischen Bücher, die teils aus Byzanz durch südslawische Vermittlung (wie die Kalandologien, Brontologien), teils später aus Westeuropa meist durch polnische Vermittlung in das russische Schrifttum eindrangten. Diese Bücher hat N. N. Kononow einer genauen Untersuchung unterworfen (Drewnosti, Arbeiten der slawischen Kommission der kais. Moskauer Archäologischen Gesellschaft 4, 16—53).

Eine der wertvollsten Erscheinungen des letzten Jahres in der russischen Volkskunde ist das Werk von Al. N. Charuzin 'Das slawische Haus im nordwestlichen Lande. Aus den Materialien zur Geschichte der Entwicklung der slawischen Häuser'. (Wilno 1907. 341 S. mit 202 photographischen Abbildungen). Der Vf. hat sich seit Jahren mit diesen Studien beschäftigt, nicht bloss Russland und Polen, sondern auch die slawischen Länder Österreich-Ungarns zu diesem Zweck bereist und schon 1903 eine Studie über das slawische Haus Ober-Krains herausgegeben. In seinem neuen Buche macht er das weissrussische Haus zur Grundlage seiner Ausführungen, das nach seiner Meinung für die Entwicklung des slawischen Hauses dadurch eine besondere Bedeutung besitzt, weil der weissrussische Stamm den slawischen Typus am reinsten bewahrt habe. Freilich bekennt er selbst, dass auch das weissrussische Haus fremden Einflüssen unterlegen ist und vielfache Veränderungen erlitten hat; doch berücksichtigt er hauptsächlich die nordwestlichen Gegenden, die Gouv. Kowno, Grodno und Wilno, wo fremder Einfluss viel stärker wirkte als in den echt weissrussischen Gouv. Minsk, Mogilew und Witebsk, deren Häuser er nur nebenher Aufmerksamkeit widmet. Auf die genaue Beschreibung des Hauses und seiner einzelnen Teile folgen nicht nur deren Benennungen bei allen slawischen Stämmen, sondern auch die Gebräuche beim Hausbau und bei der Übersiedlung in eine andere Wohnstätte. Der Vf. erkennt vier Stadien in der Entwicklung des Hauses und stellt zwei Typen fest: das Zelt (šalaš) mit der Feuerstätte, d. i. kašta, serb. kuća, und die mit dem Backofen erwärmte Wohnstätte, d. i. izbà. Im selben Jahrbuch (Wilenskij Wěstnik 2), in dem dies Werk erschienen ist, sind noch kleinere Beschreibungen des Hauses der Weissrussen aus einigen Dörfern der Gouv. Grodno und Wilno enthalten (S. 105—160). Ausserdem sei noch angemerkt der Aufsatz von N. W. Sultanow, 'Die Reste der Jakuten-Befestigung und einige andere Denkmäler der Holzbaukunst in Sibirien' (Izvěstija der kais. Archäologischen Kommission H. 24, mit 18 Tafeln und 50 Zeichnungen). Es sind das die einzigen hölzernen

Festungsbauten des 16. bis 17. Jahrhunderts in Russland, und daher ist ihre Beschreibung sehr wertvoll. Ausserdem werden noch einige hölzerne Türme, Kirchen, hölzerne Halsketten erwähnt. — Zur Hausindustrie finden wir nur einen Beitrag von A. Balow über das Goldschlaggerhandwerk im Bz. Pošechonje, Gouv. Jaroslaw (Živ. Star. 16, 1, 61—76).

Einen interessanten Beitrag zur Geschichte der kleinrussischen Volkslyrik liefert W. Peretz, in dem er aus Hss. des 18. Jahrhunderts eine Reihe teilweise halb volkstümlicher Lieder herausgibt (Izvěstija der russ. Abt. der Petersburger Akad. 12, 1, 144—184), Lieder, die hie und da volkstümlich geworden, auch zu den Grossrussen durch Übernahme in Liederbücher gedrungen sind. Er ist der Ansicht, dass die kleinrussische Dichtung, auch die sogenannte volkstümliche, sich unter dem Einflusse der polnischen Kunstlyrik gebildet hat und daher von literarisch übernommenen Ausdrücken und Stoffen wimmelt. Derselbe Gelehrte gibt eine kurze Charakteristik der historischen Lieder, der sogenannten Dumen (Literat.-naukowyj Wistnyk 4, 22—30), die er weder für Produkte des Volkes noch der intelligenteren Kreise, sondern für eine harmonische Verschmelzung beider erklärt. Eine willkommene kritische Übersicht der bisherigen Studien über die sogenannten Dumen gab E. Tkačenko-Petrenko (Zs. Ukraina 3, 144—185), er zeigt, dass der Name 'Duma' der Masse des kleinrussischen Volkes ausserhalb von Galizien-Polen fremd ist und erst von Maksimovič 1827 eingeführt wurde, bespricht die bisherigen Charakteristiken dieser Lieder und erklärt die von dem polnischen Ethnographen Neuman (Ateneum 1885, Bd. 4) gegebene für die zutreffendste. Gegen den oben 16, 218 erwähnten Aufsatz des Prof. Daškevič polemisierend, versucht Michajlo Teršakovec (Archiv f. slav. Phil. 29, 221—246) nachzuweisen, dass nur für die Lieder der Kleinrussen Galiziens ein Einfluss der serbischen epischen Lieder zuzugeben ist, dass diese aber 'auf das Epos der Dumen' der ukrainischen Kleinrussen keinen Einfluss ausgeübt haben. Auch das Lied von Olesij Popovič oder 'vom Gewitter auf dem Schwarzen Meere' ist nach den Ausführungen des Vf. aus einer anderen Quelle entsprungen als das von einigen älteren Forschern mit ihm in Verbindung gebrachte südslawische Lied. Höchstens auf die Form der ukrainischen Dumen will der Vf. einen südslawischen Einfluss zugeben, und zwar in dem eigentümlichen Gebrauch des Vokativs sing. für den Nomin. sing., was V. Jagić in einer Fussnote für unrichtig erklärt. Iwan Franko stellt sich in seinen Studien über kleinrussische Volkslieder (Zapysky der Šewčenko-Ges. d. Wissensch. 75, 14—84, 76, 39—63. 78, 90—145) die Aufgabe, nach den Regeln der historischen und literarischen Kritik alle bisher gedruckten oder wenigstens hsl. aufgezeichneten Lieder Text für Text zu durchnehmen, ihr gegenseitiges Verhältnis, die Unterschiede und Verzweigungen ihrer Fassungen festzustellen, nach Möglichkeit ihren Ursprungsort zu bestimmen, sie mit historischen Überlieferungen und der kulturellen und politischen Entwicklung des Volkes in Verbindung zu bringen. Er beginnt mit dem zuerst aufgezeichneten kleinrussischen Lied, welches im 16. Jahrhundert Jan Blahoslaw in seine Böhmisches Grammatik aufgenommen hat, und dessen Heimat wahrscheinlich in Pokutje war. Dann untersucht er das Lied von der untreuen Gattin 'Jwan und Marijana', welches auch M. Teršakovec in der oben erwähnten Studie behandelt, und sucht dessen Ursprung aus einer südslawischen Vorlage, sowie als dessen Entstehungszeit das 16. Jahrhundert darzulegen. Andere galizische Lieder, 'Der Vater verkauft seine Tochter einem Türken', 'Der Bruder verkauft seine Schwester einem Türken', 'Der Türke kauft seine gefangene Schwester', 'Die Schwiegermutter vom Schwieger-

sohn gefangen genommen', sind gleichfalls südslawischen Ursprungs. Ausser südslawischen Varianten führt Franko auch čechische an und beweist, dass das kleinrussische Lied 'Der Vater verkauft seine Tochter einem Türken' nach Mähren gedungen ist, und nicht umgekehrt, wie früher Dragomanow meinte. Das engere slawische Gebiet verlässt Franko bei seinen Studien fast gar nicht. Über Nr. 17 'Ein Weihnachtslied von der hl. Sophia in Kiew' hat Franko auch im Archiv f. slav. Phil. 19, 97—105 geschrieben und dessen Entstehung aus Lokalsagen gegen die Ansicht Wesselofskys festgestellt. In einer Anm. hierzu weist W. Hnatjuk (ebd. 79, 155—159) auf den oben S. 320 erwähnten Aufsatz von N. Jančuk und ähnliche Legenden vom wunderbaren Kirchenbau hin. — S. Tomašiwskyj (ebd. 80, 128—135) folgert aus der Sprache des von Blahoslaw aufgezeichneten Liedes, von Iw. Franko abweichend, dessen Herkunft aus einer Gegend Nordungarns, wo Slovaken und Ruthenen zusammenfliessen und ein Mischdialekt sich entwickelt hat. — Nur indirekt hängt mit der Volkspoesie ein Aufsatz von Wladimir Danilov (Zs. Ukraina 2, 180 ff.) zusammen, in welchem das Gedicht Ševčenko's 'Die Lilien' mit dem gleichnamigen Gedichte des böhmischen Poeten Erben verglichen wird; beide sind inhaltlich ganz verschieden, und nur Erbens Ballade behandelt einen weit verbreiteten Stoff. — Ebd. 3, 231 ff. lesen wir eine Notiz von D. Rusow über die 'Herren' in den Weihnachtsliedern. Die von Volodymyr Hnatjuk redigierte Sammlung der sogenannten Kolomyjky, deren neuer 3. Bd. (251 S., Etnograf. Zbirnyk 19; vgl. oben 17, 352) 2830 Liebesliedchen enthält, wurde in ihrem 1. Bd. von A. Začinajew zum Gegenstand einer ausführlichen Studie gemacht (Izvěstija der russ. Abt. der Petersburger Akad. d. Wiss. 12, 1, 295—420). Der Vf. macht begründete Einwendungen gegen Hnatjuks Einteilung und Klassifizierung dieser Liedchen, stellt aber zugleich Anforderungen, die nicht im Plane des Herausgebers, der vielfach ältere gedruckte und hsl. Sammlungen benutzte, liegen konnten. Er versucht eine Charakteristik dieser Liedchen, spricht sich wohl mit Recht gegen ihren Ursprung in Kolomyja aus und weist ihren Zusammenhang mit dem Tanzlied 'Kozaček', mit den polnischen Krakowiaken und mit der kleinrussischen Volkspoesie nach. „Stückchen der alten Lieder sind überall in den Kolomyjken verstreut“ (S. 402); „viele jetzige Kolomyjken stellen in kleinerem oder grösserem Grade Bruchstücke grösserer alter Lieder dar, umgearbeitet und der Gegenwart angepasst“ (S. 403). „Bei jedem neuen Schöpfungsakt erklingen deutlich die alten Saiten der poetischen Seele des Volkes“. . . . So schildert der Vf. gewissermassen die Geschichte des Volksliedes und zeigt auch, wie es sich weiter nach Osten in das Gouv. Kiew und Charkow verbreitet hat. — Der Aufsatz des Filaret Kolessa 'Die Rhythmik der ukrainischen Volkslieder' ist mit dem 5. Kap. 'Das Verhältnis der ukrainischen Volksrhythmik zur literarischen Versifikation' zum Abschluss gekommen (Zapysky der Ševčenko-Ges. d. Wiss. 76, 64—116; vgl. oben 17, 351); der Vf. zeigt, dass die Grundlage der kleinrussischen wie auch der grossrussischen Rhythmik in dem Prinzip der syntaktisch-musikalischen Stufe liegt, wobei das syntaktische Ganze zugleich das musikalische Ganze oder Einheit, Stufe ist. Er beschäftigt sich besonders mit der Abhängigkeit der Volkspoesie von der Kunstpoesie, wie sie sich unter lateinisch-polnischem Einfluss bei den Kleinrussen vom 17. Jahrhundert an gebildet hat, und sucht nachzuweisen, dass schon lange vor dem lateinisch-polnischen Einfluss ein bedeutender Vorrat an Formen des syllabischen Verses bei den Kleinrussen ausgearbeitet war, dass die silbenzählende Rhythmik der kleinrussischen Volkslieder mit syntaktisch-musikalischen Stufen ein Erbstück alter vorchristlicher Zeiten sei (S. 90. 97). Ausserdem verweist er auf den Einfluss, den die Volkspoesie auf die

Kunstpoesie des 17. bis 18. Jahrhunderts übte. — Eine grössere, an 830 Nummern zählende Sammlung kleinrussischer Volkslieder gab D. J. Ewarnickij (Jekaterinoslaw 1906. 40 + 772 S.) heraus. Sie stammt grösstenteils aus dem Gouv. Charkow und Jekaterinoslaw, auch Poltawa und Černigow, die Sprache ist vielfach mit grossrussischen Elementen versetzt. (Vgl. die Rec. W. Hnatjuks, Zapysky der Ševčenko-Ges. 75, 205 f.). — Von der von Stan. Ljudkevych besorgten Sammlung kleinrussischer Volksmelodien erschien der zweite und letzte Teil (Etnograf. Zbirnyk 22, 7. 177—384; vgl. oben 17, 352). Er enthält Nr. 733—1502, darunter viele fremder Herkunft, nämlich Lieder national-polnischen Ursprungs (Nr. 1350 bis 1396), aus einer fremden Kultur übernommene polnische (1397—1403), čecho-deutschen Ursprungs (1404—1410), grossrussischen Ursprungs (1411—1415); eine besondere Gruppe bilden die Weisen des westlichsten kleinrussischen Stammes, der Lemken (1416—1506). — Frau E. Linewa, die im Gouv. Poltawa mit Hilfe des Phonographen eine Reihe kleinrussischer Volkslieder aufnahm, hat einige Texte und Melodien davon veröffentlicht (Trudy der Moskauer Kommission für Musikethnographie 1, 219—268). In der vorausgeschickten ethnographischen Skizze schildert sie das geistige Leben des Volkes, seinen Glauben an verschiedene übernatürliche Wesen (Hausgeist, Vampyr, Werwolf, Hexe usw.) und Gebräuche, die Frühlingslieder, Sommerlieder (petriwky) u. a., die Berufssänger (Banduristen, Kobsaren), vor allem natürlich die Melodien. Sie findet, dass die kleinrussischen Lieder im allgemeinen die melodischen und rhythmischen Eigentümlichkeiten, ihre nationale Physiognomie vollständig bewahrt haben und einige Züge aufweisen, welche der altgriechischen Musik und dem alten grossrussischen Volksliede eigen sind. — Für ausländische Leser gibt J. M. Kodelenski eine allgemeine Charakteristik des kleinrussischen Volksliedes (Revue Slave Bd. 2 und 3).

Von den gesammelten Abhandlungen Mich. Dragomanows zur kleinrussischen Volkstradition und Literatur erschien der 4. Bd. (Lemberg 1907. 399 S. Vgl. oben 17, 349). Er enthält zwei grössere Arbeiten, die früher in bulgarischer Sprache im 'Sbornik des Min. f. Volksaufklärung' erschienen, jetzt in kleinrussischer Übersetzung, und zwar: 'Die slawischen Bearbeitungen des Ödipusstoffes' (S. 1—141) und 'Bemerkungen über slawische religiöse und ethische Legenden' (197—399). Der 1. Abhandlung hat der Herausgeber M. Pavlyk eine Geschichte der Studien Dragomanows über das Blutschandemotiv beigelegt (141 bis 196), d. h. Auszüge aus einem Vortrage 'Kleinrussische Lieder und Sagen von der Blutschändung', den Dragomanow 1874 auf dem archäologischen Kongress in Kiew hielt, über die 1876 für den Druck bestimmte Bearbeitung dieses Vortrags und eine Bearbeitung von 1883, die er für eine deutsche Publikation 'Vergleichende Studien über die Volksdichtung der Ukraine' bestimmte. Erst die 4. Redaktion dieser Studie aus dem Jahre 1891 erschien in dem genannten bulgar. Sbornik Bd. 5—6. — Iwan Franko weist (Ukraina 1, 50 ff.) eine sehr interessante Parallele zur kleinrussischen Legende von Bunjaka und zur Beschreibung des 'Wij' in der gleichnamigen Erzählung Gogols nach. In zwei Hss. des 16. Jahrhunderts fand er eine Legende über Judas Ischarioth, welche die äussere Erscheinung des Verräters Christi, besonders seinen Kopf so beschreibt, dass man hierin eine Quelle für die Sage von Bunjaka wie auch für die dämonische Gestalt des Wij erblicken kann. — Wichtig für die Stoffgeschichte und auch für die Volkskunde ist die Studie 'Erzengels Marienverkündigung und das Annuntiationsmysterium' von Hilarion Swięcicki (Zapysky der Ševčenko-Ges. f. Wissensch. 76, 5—38. 77, 35—76), welche die verschiedenen Bearbeitungen dieses Stoffes in den

westeuropäischen und slawischen Literaturen, wie in der Kunst und ebenfalls in den Sagen und Gebräuchen der russischen Stämme verfolgt.

Einige kleinrussische Märchen aus den Bz. Sokol und Buczacz erzählte in polnischer Sprache Ant. Siewiński (Lud 1906, 250—263, Zapysky d. Ševčenko-Ges. 79, 231). Wladimir Danilov fordert zur Sammlung von Totenklagen auf (Ukraina 3, 224 ff.) und gibt ein kurzes Verzeichnis dessen, was auf diesem Gebiete bisher getan wurde. Derselbe zeigt (ebd. 2, 351 ff.), wie die Gebräuche beim Begräbnisse eines Mädchens mit Hochzeitsbräuchen vermischt sind; so werden auch in den Totenklagen am Sarge oder Grabe der Tochter, des Sohnes, des Bruders Erinnerungen an die Hochzeit eingeflochten. Hiermit hängt noch ein Aufsatz desselben Ethnographen 'Unter dem Bettelvolk' (Živ. Star. 16, Abt. 1, S. 200 f.) zusammen. — Von Iw. Frankos gross angelegter Sammlung kleinrussischer Sprichwörter aus Galizien erschien das 1. Heft des 2. Bdes. (Etnograf. Zbirnyk 23. 300 S.). Wlad. Danilov gab ein neues Verzeichnis volkstümlicher Liedersammlungen und Bilderbogen heraus (Ukraina 1, 390 ff.).

Von allgemeinen ethnographischen Schilderungen einer Gegend ist eigentlich nur der Aufsatz von Joz. Sznajder über das Volk von Peczenizyn zu erwähnen (Lud 1906, 277—308), wo Tracht und Haus beschrieben werden. Von Zenon Kuzeljas Werk 'Das Kind in Brauch und Glauben des ukrainischen Volkes' (vgl. oben 17, 353) erschien der 2. Bd. (Materialien zur ukrainisch-russischen Ethnologie Bd. 9. 23 + 144 S.). Der Beschreibung des Lebens des Kindes vom ersten bis zum zehnten Jahre ist eine bibliographische Übersicht der betreffenden einheimischen und fremden Literatur vorausgeschickt. Der Stoff ist nach der Entwicklung des Kindes angeordnet: im ersten Jahre Wiegen und Wiegenlieder, Spiele mit den unmündigen Kindern, wie das Kind gehen lernt, Mittel, wenn es zu lange nicht anfängt zu gehen, wie es anfängt zu sprechen, Kinderkrankheiten, Beschwörungsformeln, Tod und Begräbnis der Kinder; dann das Kind vom ersten Jahre, bis es Vieh hüten geht, wieder nach den einzelnen Jahren, Sprache der Kinder, Kinderreime an den Regen u. a., Haarschur um das fünfte Jahr u. a. m. — Ostergebräuche im Bz. Sanok, Galizien, hat Jos. Sulisz beschrieben (Lud 1906, 309 bis 318); Gebräuche bei Hochzeit und Geburt im Gouv. Bessarabien, Bz. Chotin (Etnograf. Obozr. 72—73, S. 200 ff.), Gebräuche bei Hochzeit, Geburt, Begräbnis im Gouv. Podol (ebd. S. 208 f.). Im ersten wird bemerkt, dass es auch Hochzeiten durch 'Raub' gibt, d. h. die Braut wird vielfach im Einverständnis mit ihren Eltern geraubt, damit diese nicht die Unkosten der Hochzeit tragen müssen; aber sie zahlen dem jungen Paare die Summe aus, welche die Beköstigung und Beschenkung der Gäste kosten würde. — Im Gouv. Černigow hat sich bis jetzt der Brauch erhalten, den Toten Nahrung in den Sarg zu legen (Živaja Star. 16, 5, 29). — Zenon Kuzelja brachte Beiträge zu dem Volksaberglauben im Anfange des 19. Jahrhunderts (Zapysky der Ševčenko-Ges. 80, 109—124) auf Grund zweier Regierungserlässe in Lemberg im Jahre 1803, und zwar besprach er den Vampyrglauben und den Glauben von der Verschleppung der Viehseuche, Mittel, die Krankheit loszuwerden dadurch, dass sie einen anderen erfasst. — Einen Beitrag zur Onomastik gibt Mich. Zubryčkyj, indem er die Namen, Beinamen und Spitznamen der Bevölkerung des Dorfes Mšaneć, Bz. Alt-Sambor, beschreibt (ebd. 79, 142—154); interessant sind die sehr häufigen Metronymika.

Eccardus, Geschichte des niederen Volkes in Deutschland. Zwei Bände. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann 1907. XVIII u. 862 S. 8°.

Der Verfasser des vorliegenden Buches hat sich nach seinen Worten (S. VII) die Aufgabe gestellt, zu ergründen, „woher das tiefe Misstrauen und Missbehagen unseres heutigen Volkes rührt, obwohl es materiell ihm besser geht, als es ihm jemals gegangen ist.“ Der Grund hierfür ist: „Wie die Seele der Deutschen das Bedürfnis nach einem starken Kaiserarm durch die Jahrhunderte treulich gehegt hat, so erst recht nach jener einst genossenen Gemeinfreiheit, da jeder mannbare Germane gleichberechtigt war in Ding, Heer und Hufe. Niemand wird je die Sozialdemokratie begreifen, dem der deutsche Bauernkrieg eine Bagatellsache blieb, niemand aber auch den Bauernkrieg, wer mit der langen Leidensgeschichte voller Gewalttat und Entwürdigung, die ihm voraufging, unbekannt war.“ Demgemäss umfasst der erste Band die Geschichte des niederen Volkes von der Urzeit bis zur Reformation, der zweite von der Reformation und dem Bauernkrieg bis auf unsere Tage.

Die Ansicht des Verfassers von der gedrückten Lage des niederen Volkes hat ihre Berechtigung, wenn man die Jahrhunderte der Neuzeit, vom fünfzehnten an, ins Auge fasst. Dagegen war das deutsche Mittelalter keineswegs eine Zeit der Knechtung des Bauern durch den Edelmann, und ob die Urzeit von dem Gedanken der wirtschaftlichen und politischen Gleichheit aller so völlig beherrscht war wie E. annimmt, ist zum mindesten zweifelhaft.

Was die letztere Frage betrifft, so kann sich E. dabei zwar auf eine Lehre berufen, die noch heute vielfach in Geltung steht, gegen die aber gewichtige Einwürfe erhoben worden sind. Seine Ansicht von der 'politischen Tendenz' der Germanen, 'eine möglichst grosse Zahl Gleichberechtigter und von lästigem Zwange Freier in gesicherter Lebenslage zu schaffen' (S. 15) entspricht der Hanssen-Meitzschen Hypothese über die Art der Ansiedlung; diese Lehre kann jedoch heute als stark erschüttert betrachtet werden. Auch der Hinweis auf Caesar, de bello Gallico VI, 22, ist nicht zwingend. Denn seine Schilderung scheint Ausnahmestände wiederzugeben und sich, wie auch aus der hinzugefügten Begründung hervorgeht, auf eine mit Bewusstsein veränderte, kriegerischen Zwecken angepasste Verfassung zu beziehen. Vor- und nachher dürften Zustände bestanden haben, wie sie Tacitus, Germania c. 26 beschreibt. Er aber sagt meines Erachtens deutlich, dass bei der Ackerverteilung nicht nach dem Prinzip der Gleichheit aller Genossen, sondern gerade nach Massgabe der vorhandenen, sozialen Unterschiede verfahren wurde. Auch auf die Gestaltung des politischen Lebens werden die adligen Geschlechter in der Regel bestimmenden Einfluss ausgeübt haben; ich möchte hier auf Heuslers feinsinnige Bemerkungen, besonders auf seinen Vergleich der altgermanischen Staaten mit den schweizerischen Demokratien, hinweisen (Deutsche Verfassungsgeschichte S. 5 ff.).

Es ist ferner zweifellos eine beklagenswerte Erscheinung, dass seit der fränkischen Zeit zahlreiche Freie in den Stand der Hörigkeit hinabsanken. Aber einerseits ist es übertrieben, sich das deutsche Volk des Mittelalters als fast nur aus Herren und Knechten bestehend vorzustellen, und andererseits war das Fronhofssystem, wie E. übrigens gelegentlich anerkennt, eine für die damalige Zeit durchaus angebrachte Betriebsart. Ausserdem aber hat sich durch den Masseneintritt Freier in die Hörigkeit der ganze Stand gehoben. Es bildete sich das Hofrecht aus, das den Untergebenen vor Willkür des Herrn schützte; wie in

jedem anderen germanischen Gericht urteilte auch im Hofgericht die Gemeinde, und dadurch hatte der Hörige (was E. S. 228 bestreitet) durchaus 'ein Recht der Mitbestimmung über die wichtigsten Lebensbedingungen'. Hierzu bedurfte es damals noch keiner 'politischen Berechtigung'. Auch die Dienste waren während des Mittelalters nicht drückend. Jedenfalls ist es unzulässig, im Rahmen der Karolingerzeit eine (aus Lassalles Feder stammende) Schilderung eines Fronhofs, 'deren Züge dem späteren Mittelalter oder gar dem Zeitalter der letzten Valois entnommen zu sein scheinen', vorzubringen und hinzuzufügen, diese Darstellung passe fast ganz auf den westfränkischen Fronhof ums Jahr 800 und auf den deutschen ums Jahr 900 (S. 162 ff.). Im weiteren Verlaufe des Mittelalters hat sich die Lage des Bauernstandes bekanntlich noch weit günstiger gestaltet, so dass man die Zeit vom 12. bis 14. Jahrhundert geradezu als seine Blütezeit ansehen kann, eine Tatsache, der E. nicht in hinreichendem Masse gerecht wird; er spricht S. 427 sogar nur von dem 'flüchtigen Aufatmen im 12. Jahrhundert'. Die kleinen Herren lebten damals im allgemeinen unter viel ungünstigeren wirtschaftlichen Verhältnissen als die Bauern. Für diese hat also, alles in allem genommen, der Verlust der Gemeinfreiheit keine schweren Folgen gehabt. Erst seit dem Erstarken der Landeshoheit im 15. Jahrhundert sahen sie sich mehr und mehr hilflos der Willkür preisgegeben. Hieraus ergab sich dann die grosse Erhebung von 1525. Es hängt offenbar mit den Anschauungen des Verfassers über die Rechtlosigkeit des mittelalterlichen Bauernstandes zusammen, wenn er den Hauptanlass zum Aufstande in dem Verlangen der Bauernschaft, Reichsstand zu werden, sieht. „Der tätigste, wichtigste und zugleich breiteste Teil der Nation war ohne politische Vertretung.“ (S. 516.) Tatsächlich dürften die Bauern nur den Fortbestand ihrer alten Dorfordnungen und ihres Hofrechts gewünscht haben, das ihnen ehemals Sicherheit gewährt hatte, nun aber in steigendem Masse 'überfahren' worden war.

Im Anschluss an die ausführlich geschilderte Reformationsperiode behandelt der Verfasser (S. 565—826) den wirtschaftlichen und geistigen Niedergang Deutschlands in der Folgezeit, Preussens Bedeutung für die Wiedererstarkung der Nationalkraft, die befreienden Wirkungen der französischen Revolution, die Stein-Hardenbergsche Reform und ihre bald sich geltend machenden Hemmungen, endlich die politischen und sozialen Bewegungen des 19. Jahrhunderts. Es verbietet sich aus äusseren Gründen, auf die reichen, mitunter vielleicht zu reichen Details dieser Abschnitte hier einzugehen. Rühmend sei nur die verständnisvolle Würdigung des preussischen Staates und der hohen volkserzieherischen Bedeutung seines Heeres hervorgehoben. Bei der Erwähnung Bismarcks (S. 797) hat E. schliesslich auch treffende Worte für die Vorzüge herrenmässigen Lebens gefunden, obwohl er sonst auf die Privilegien des Herrenstandes nicht gut zu sprechen ist.

Es sei am Schlusse mit dem Zugeständnis nicht zurückgehalten, dass E.s Versuch, 'eine deutsche Geschichte von unten herauf, gleichsam aus der Froschperspektive, zu liefern' (S. VII), trotz allem, was man im einzelnen dabei beanstanden könnte, doch ein grosszügiges, aner kennenswertes Unternehmen bleibt. Die warmherzige nationale und soziale Gesinnung des Verfassers, die Frische und Lebendigkeit seiner Darstellung werden ihm und seinem Buche manchen Freund erwerben.

Emanuel Friedli, Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums, 2. Band: Grindelwald. Mit 197 Illustrationen und 17 Farbendruckten nach Originalen von R. Mürger, W. Gorgé, F. Brand, H. Bleuer und nach photographischen Originalaufnahmen von Dr. E. Hegg und anderen, nebst 14 Initialen aus dem 18. Jahrhundert, 1 Karte und 1 Panorama. Herausgegeben mit Unterstützung der Regierung des Kantons Bern. Bern, Verlag von A. Francke, 1908. XVI, 695 S. 8°. 10 Mk.

Gleich dem ersten Bande der Berner Monographien (vgl. oben 15, 359) will auch der vorliegende das ganze gegenwärtige Leben eines ländlichen Gemeinwesens, 'seine jetzigen Sitten und Gebräuche, seine jetzige Art zu bauen, zu wohnen, zu arbeiten, zu essen, sich zu kleiden usw.', zur Darstellung bringen. Der Verfasser ist seinem früheren Verfahren im ganzen treu geblieben, ohne die Einteilung des ersten Bandes schablonenhaft auf den zweiten zu übertragen; vielmehr sind durch veränderte Anordnung der Sachgruppen Wiederholungen glücklich vermieden worden. Die volkstümlichen Bezeichnungen der Berge, Gewässer, Wälder, Ortschaften usw. dienen als Ausgangspunkt, um die Eigenart der Landschaft und ihrer Bewohner vor Augen zu führen. Ein dreijähriger Aufenthalt in der Gemeinde Grindelwald und ein intimer Verkehr mit ihren Bewohnern hat Friedli befähigt, die Mundart bis auf feinste Schattierungen zu untersuchen und sie soweit wie möglich phonetisch getreu wiederzugeben, wobei zahlreiche Fussnoten auf die zähl bewahrende Kraft der Mundart hinweisen. Diese sprachgeschichtlichen Betrachtungen bleiben indessen immer nebensächlich gegenüber dem eigentlichen Zwecke, das Leben und Treiben der Bewohner, 'den harten und ersten Existenzkampf mit der rauhen Gebirgsnatur' darzustellen. Wenn dem Abschnitt 'Bäuerliche Kunst' des ersten Bandes auch kein besonderes Kapitel entspricht, so ist dem Gegenstande doch am geeigneten Orte, besonders bei der Besprechung des bäuerlichen Hauses, unter Beifügung zahlreicher Abbildungen Rechnung getragen. Besonderer Erwähnung wert scheint mir der Abschnitt über Eigentumsmarken, die noch bis in die jüngste Zeit offizielle Gültigkeit und Anerkennung genossen. Die ganze Eigenart des Buches bedingt es, dass das Konkrete verhältnismässig stark in den Vordergrund gerückt wird. Hatte aber das Vorwort des ersten Bandes sich über den Betrieb der Volkskunde als 'Sammeln und Einbalsamieren abgestorbener Lebenserscheinungen' und über das blosse 'Katalogisieren bestehender althergebrachter Sitten und Gebräuche' unnötig scharf ausgesprochen, so finden jetzt absterbende Überreste älterer Anschauungsweise in etwas weiterem Umfange Berücksichtigung; sie haben in der Darstellung verstreut Aufnahme gefunden, und in dem Kapitel 'Geheimnisvolle Mächte' wird nicht mehr grundsätzlich, sondern nur aus Rücksicht auf den beschränkten Raum auf die ausführlichere Behandlung mythologischer Fragmente verzichtet. Im Interesse der Vollständigkeit der Monographien ist zu hoffen, dass der Verfasser die alten Volküberlieferungen, Sagen, Heilformeln, Volkslieder, Volksfeste usw. der betreffenden Ortschaften in einem besonderen Bande zusammenfassend behandelt. — Der Verlag von A. Francke hat auch den vorliegenden Band mit vornehmem Geschmack ausgestattet.

August Gebhardt, Grammatik der Nürnberger Mundart. Unter Mitwirkung von **Otto Bremer**. (Grammatiken deutscher Mundarten Band VII). Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1907. 392 S. 12 Mk.

Ein Buch, das nicht nur mit dem Wissen des geschulten Sprachforschers, sondern auch mit dem Herzen des liebenden Freundes geschrieben ist, der wehmütig ein Stück Vergangenheit nach dem anderen dahinschwinden sieht! In der Tat ist die echte Nürnberger Mundart nur noch in wenigen alteingesessenen Familien anzutreffen, und selbst da wird sie im Verkehr mit Fremden nicht mehr rein gebraucht; es bildet sich wie überall in Mitteldeutschland, wo die Mundart von der Schriftsprache nicht allzu erheblich abweicht (wenigstens im Wortschatz), eine vom Verfasser so genannte Halbmundart heraus, welche die reine Mundart mehr und mehr verdrängt. Denn Nürnberg, der Haupthandels- und Industriepflicht Bayerns, mit seinem gewaltigen Zuzug fremder und einem beträchtlichen Bruchteil fluktuierender Elemente, hat keine einheitliche Bevölkerung mehr aufzuweisen, seitdem mit dem Fallen der altherwürdigen Stadtmauer dem Zufluss von aussen Tür und Tor geöffnet ist. Das ist für die Sprachforschung wie für die Volkskunde bedauerlich; denn so werden uns die Mittel aus der Hand genommen, nach der Ursache der Ausbildung der Mundart mit ihren Besonderheiten zu spüren. Es ist heute kein Zweifel mehr, dass dafür nicht Klima oder Bodenbeschaffenheit, nicht Laune oder Zufall verantwortlich zu machen sind, sondern das unter der germanischen Schicht einst vorhanden gewesene Substrat, sagen wir von unserem Standpunkt aus die Urbevölkerung einer Gegend, wenn dieser Terminus natürlich auch nur beschränkte Berechtigung hat. Wird es uns je gelingen, in die Geheimnisse des Werdens einer Sprache oder Mundart so tief einzudringen, um daraus die sprachlichen und kulturellen Eigentümlichkeiten einer älteren Rasse zu ermitteln? Vielleicht ist dies nur ein schöner Traum, vielleicht aber auch ein in ferner Zukunft mit den verfeinerten Mitteln der Forschung zu lösendes Problem. Dann hätte die Volkskunde an der Mundartforschung ein noch unmittelbares Interesse als jetzt. — —

Entstanden ist das vorliegende Werk aus einer Erlanger Habilitationsschrift des Verfassers vom Jahre 1901: Geschichte der einzelnen Laute der Nürnberger Mundart, entsprechend den §§ 54—122 der Grammatik. Im grossen und ganzen sind sie so geblieben, wie sie ursprünglich geschrieben waren. An diesen Teil schloss sich auf die Aufforderung des Herausgebers der Sammlung, O. Bremer in Halle, der selbst an der endgültigen Fassung des Werkes tätigen Anteil nahm, der sehr umfängliche Rest des Buches an, das so von dem planmässigen Umfang der Sammlung von fünf bis acht Bogen durch Änderungen und Ergänzungen, Hinzufügung von Tabellen usw. auf fast 25 Bogen angeschwollen ist.

Als Vorbild für seine Arbeit hat dem Verfasser das Werk des verdienstvollen Mundartforschers und Mitherausgebers der Zeitschrift für deutsche Mundarten, Otto Heilig 'Die Mundart des Taubergrundes' (Band V der Sammlung) gedient. Abweichend von der gewöhnlichen Ansicht rechnet G. die Nürnberger Mundart nicht zum fränkischen, sondern zum oberpfälzischen Dialekt; die Grenze der beiden verläuft zwischen Nürnberg und Fürth. Nürnberg gehört somit noch zum bairischen Sprachgebiet. Beim Durcharbeiten des Buches indes habe ich so viele gemein-fränkische Züge wiedergefunden, dass ich mich dieser Ansicht nicht unbedingt anschliessen möchte. Vielleicht hat die politische Zugehörigkeit Nürnbergs zu Baiern durch einen grösseren Beamtenapparat und -wechsel (die eigentliche Kreisregierung ist freilich in Ansbach) sowie durch eine starke Garnison

seit 100 Jahren Einfluss auf die Mundart ausgeübt, so dass sie jetzt mehr bairische Züge aufweisen mag als die Mundart der dieser Beeinflussung weniger ausgesetzten Städte Fürth oder Erlangen.

Im einzelnen zerfällt das Buch in folgende Kapitel: A. Lautlehre. I. Phonetische Darstellung der Laute, II. Geschichtliche Darstellung der Laute. B. Wortlehre. I. Hauptwort, II. Adjektiv, III. Pronomen, IV. Zahlwort, V. Präpositionen und Adverbien, VI. Konjunktionen, VII. Interjektionen, VIII. Zeitwort, IX. Zur Synonymik, X. Satzsyntaktisches. C. Anhang. Textproben. In den Nachträgen kommt der Verfasser auf die in einigen deutschen Wörtern wie Hollunder, Forelle, lebendig usw. vorliegende Betonung der zweiten Silbe (anstatt der Stammsilbe) zu sprechen und zeigt, dass die meisten dieser Wörter der Mundart fremd und daher der Schriftsprache entlehnt sind. Ein ausführliches Register aller in dem Buche vorkommenden Wörter bildet den Schluss des Werkes.

Einen grossen Teil des Buches (etwa ein Drittel) hat O. Bremer bearbeitet; es sind dies besonders die auf den Lautwandel in der Mundart bezüglichen Paragraphen (Teil A, II z. T.); auch eine Anzahl Nachträge rühren von ihm her. Ebenso ist der umfangreiche Abschnitt über die Zeitfolge der Lautwandlungen (§§ 205—268) vollständig Bremers Werk.

Da es sich dem Plane der Sammlung nach nur um eine Grammatik der lebenden Mundart handelte, so konnte die Sprache der Chroniken sowie von Hans Sachs nur gelegentlich herangezogen werden. Der Gewinn, der aus der lebenden Sprache rückschliessend für das Mittelhochdeutsche zu verzeichnen ist, findet sich auf S. 245 ff. zusammengestellt. Er betrifft ungefähr 60 Wörter und Wortformen. — Die Syntax der lebenden Mundart ist nur flüchtig gestreift auf S. 306—308, da sie sich grösstenteils mit der von Schiepek behandelten Syntax der Egerer Mundart deckt.

Gebhardts (bzw. Bremers) Werk zeigt uns das Muster einer mit grösstem Fleiss und gründlichster wissenschaftlicher Schulung ausgearbeiteten Grammatik einer lebenden Mundart. Wenn ich ein Bedenken habe, so ist es gerade durch die Gründlichkeit der Verfasser verursacht: es ist der allzu grösse Umfang des vorliegenden Werkes, durch den sich der Preis zu hoch stellt. Aber dieser Missstand ist Gebhardt selbst nicht entgangen; schade, dass er sich nicht entschliessen konnte, ihn durch Kürzung einiger Abschnitte abzustellen. Das wäre der Verbreitung des tüchtigen Buches nur förderlich gewesen.

Berlin.

Sigmund Feist.

J. Leithäuser, Volkskundliches aus dem Bergischen Lande. I. Tiernamen im Volksmunde. Barmen, Wiemann 1907. 2 Teile. — 44, XI S. 1 Mk.

Dankenswerte Zusammenstellung von volkskundlichen Benennungen für Tiere, neben den einfachen 'heiti' treten die umschreibenden 'kenningar' in reichem Masse hervor, z. B. für den Specht: Baumklopfer, -hacker, -picker, Rindenpicker, Buschhengst, Baumläufer. Auch Ableitungen werden mitgeteilt, z. B. von Katze, Schwein usw., und abergläubische Meinungen: wenn man einen Käfer tottritt, gibt es Regen; der Kauz kündigt den Tod an.

Berlin.

Richard M. Meyer.

Eduard Stucken, Astralmythen der Hebräer, Babylonier und Ägypter. Religionsgeschichtliche Untersuchungen, 5. Teil: Mose. Leipzig, Ed. Pfeiffer. 1907. S. 432—656. 14 Mk.

Die vergleichende Mythologie ist wieder einmal in das Zeitalter der Alchemie zurückgetreten: jeden Mythos in den anderen zu verwandeln und eine Kanne-Creuzersche Einheit aller Mythologie, ja aller Mythen zu demonstrieren — das ist wieder der höchste Ehrgeiz nicht weniger Forscher von nicht geringen Anlagen und oft riesenhaftem Fleiss. Aber nun scheint der Gipfel erreicht; dem Dichter Stucken vermögen es weder der klassische Philolog Siecke noch der Assyriolog Jensen gleichzutun.

Auf einer äusserst interessanten und vielseitigen, übrigens aber mit musterhafter Kritiklosigkeit zusammengestellten Materialsammlung baut sich hundertmal der gleiche Schluss auf: alles ist dasselbe! Es ist das Spiel jener nicht aussterbenden Glottogoniker, die aus vier oder fünf Wurzeln alle Worte sämtlicher Sprachen ableiten, nur dass Victor Jacobi und Rudolf Falb dem 'principium individuationis' doch immer noch etwas mehr Aufmerksamkeit zuwenden als der neumodische mythologische Pantheismus.

Ich gebe ein paar Beispiele aus dem Hexeneinmaleins dieser gelehrte-verkehrten Mythenvergleichung:

A. Der Ausgesetzte = der Verfolgte = das zerstückelte Kind = der geschlachtete Widder = das hilfreiche Tier. — B. Verfolgte Mutter + verfolgtes Kind = der (die) Verfolgte (allein) = der Feuerräuber = der Räuber (Hirt usw.) (Romulus Jephtha) = der Pflegevater = die Pflegemutter = die Ziege Amaltheia = das hilfreiche Tier = Vrittika (Plejaden = Hyaden) S. 452.

Motiv des Verwandtenmordes (Jotham) = Männermord (Danaiden, Lemniaden) = Vertilgung eines Stammes (Volsungen, Benjaminiten) = Vertilgung des Menschengeschlechts (durch die Sintflut, Weltbrand) = Kindermord (Exod. 1, 16) = Motiv Prophezeiung des Usurpators = Motiv des Menschenfressers (des Kinderfressers: Kronos) = Thyestesmahl S. 556.

Lange Wanderung = Besuch beim reichen und armen Bruder = Nichtgebärenkönnen = langes Umherirren = den Vogel schauen bzw. fangen bzw. schlachten. S. 606.

Man sieht leicht, worauf die 'Methode' hinausläuft: wo gleiche oder ähnliche Motive benutzt sind, wird Identität statuiert. Wenn zwei Pflanzen runde Blütenkronen haben, ist die Rose eine Aurikel; oder da 16 und 56 durch 8 teilbar sind, ist 16 = 56. Zeit, Ort, Komposition, Bedeutung spielen keine Rolle, und Boccaccio oder Shakespeare sind so zuverlässige Mythen erzähler wie die Indianer und Grönländer. Bei diesem Wirtschäften, das im Handumdrehen jedes Motiv in einen Mythos verwandelt und jeden Mythos mit einem anderen vertauscht, wirkt es überraschend, wenn einmal wirklich überzeugende oder doch frappierende Übereinstimmungen auftauchen, wie bei den Inzestsagen. Freilich ist auch hier vieles einfach aus der Gleichheit des mythologischen Schemas zu erklären (vgl. meine Ausführungen im Archiv f. Religionswissenschaft 9).

Gott besser's mit der vergleichenden Mythologie! Erst ward sie durch die Spekulation aufgezehrt, und nun erstickt sie im Stoff.

Berlin.

Richard M. Meyer.

O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte. Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Altertums. Dritte neu bearbeitete Auflage. II. Teil, I. Abschnitt: Die Metalle. Jena, Hermann Costenoble 1906. 120 S. II. Abschnitt: Die Urzeit. Ebd. 1907. XII und S. 121—559.

Nachdem Ende 1905 der erste Teil erschienen war, der oben 16, 468 besprochen wurde, liegt seit Mitte 1907 das ganze Werk vollendet vor. Über seinen früheren Umfang von 684 Seiten ist es mit 795 Seiten bei grösserem Format jetzt beträchtlich hinausgewachsen; dabei ist die ursprüngliche Anlage zwar im ganzen geschont, allein überall merkt man die sorgfältige Durcharbeitung, die Heranziehung der neuesten Forschungen, überall beflüssigt sich der Vf. sachlicher und besonnener Kritik. Gerade das verdient aber an dem Werk besondere Anerkennung, denn von seiten der Mitforscher ist der Vf. nicht verwöhnt worden. Die zweite Auflage wurde von v. Bradtke mit unberechtigter Schärfe angegriffen, der dritten ist in H. Hirt ein heftiger Gegner entstanden, und während W. Streitberg die zweite Auflage gegen v. Bradtke mit Recht in Schutz nahm, scheint er jetzt in der neuen, zwischen Hirt und Schrader entbrannten Fehde ins Lager der Gegner des Verfassers abzuschwenken. Wohltuend berührt dagegen die Stellung, die R. Meringer ihm gegenüber einnimmt, indem er nicht nur Schraders unleugbaren Verdiensten um die Förderung unserer Kenntnisse gerecht wird, sondern auch auf die Schwierigkeiten hinweist, mit denen dieser als vollbeschäftigter Gymnasiallehrer zu kämpfen hat.

Dass Differenzen und Gegensätze in den Ergebnissen der Forschung auf dem Gebiete, das der Vf. bearbeitet, unvermeidlich sind, liegt in der Natur der Sache selbst begründet. Die ganze Forschung ist Rekonstruktion, die Erschliessung der mannigfaltigen Kulturverhältnisse, die der Geschichte der indogermanischen Einzelmöller vorausgehen, ist also vielfach, ja überwiegend auf die Phantasie der Bearbeiter aufgebaut. Diese Phantasie gilt es einerseits anzuregen, andererseits zu zügeln; jede neue Tatsache wirkt auf sie befruchtend, aber jede verändert auch das Gesamtbild. Vor allem bleibt zwischen dem Ausgangspunkt und dem erschliessbaren Resultat notwendigerweise ein grosser Spielraum, und indem der eine Forscher sich dabei näher an den Ausgangspunkt hält, der andere seiner Phantasie grössere Freiheit gestattet, stellen sich grosse, scheinbar unvermittelbare, selbst prinzipielle Verschiedenheiten ein. Wann wäre es bei jungen Wissenschaften anders gewesen? Wann wäre es in diesen ohne erregte Kämpfe abgelaufen?

Dazu kommt, dass die Wissensgebiete, von denen die Erschliessung der indogermanischen Urzeit ausgehen muss, im Laufe der Zeit immer mehr spezialisiert worden sind. Beschränkte man sich vor 60 Jahren noch im wesentlichen auf die Zusammenstellung und Wiederholung der Angaben der Römer und Griechen, so tritt jetzt die Sprachwissenschaft, die Volkskunde, die völkerekundliche archäologische Forschung, die Anthropologie, die rechtsgeschichtliche, die religionsgeschichtliche Forschung mit an die Aufgabe heran; die Fülle des Materials ist für den einzelnen kaum noch übersehbar; dass er auf allen diesen Gebieten als selbständiger Forscher auftritt, ist gar nicht möglich; billigen Ansprüchen genügt, wer auf einigen mitarbeitet und auf den anderen zur gerechten Beurteilung des Geleisteten befähigt ist. Nur zu menschlich ist es aber, dass jeder der Spezial-

forscher auf einem dieser Gebiete das ganze Problem von seinem Standpunkt aus zu lösen versucht und den Versuchen des anderen zu wenig Verständnis entgegenbringt.

Schon der Titel des Buches sagt, dass für Schrader die sprachwissenschaftliche und die historische Forschung den Ausgangspunkt der Untersuchungen abgeben. Wie sich dabei die Methode seit den ersten Anfängen dieser Forschungsweise verschoben hat, wird im ersten Teil geschildert; dass aber selbst bei gleichem Ausgangspunkt auch hier die Ergebnisse stark verschieden werden können, bedarf einer kurzen Begründung. Die auf Vergleichung verwandter Wörter der indogermanischen Sprachen gebauten Rückschlüsse sind Rekonstruktionen, die sich selbst auf Rekonstruktionen stützen; das Material ist daher zum Teil unsicher, zum Teil lückenhaft. Eine wichtige Frage ist: wieviel Sprachen oder welche Sprachen müssen übereinstimmen, um uns zu berechtigen, ein Wort der Urzeit zuzuweisen? Schon hierüber besteht zwischen Schrader und anderen Forschern keine volle Einigkeit, und obwohl man auch hier die Besonnenheit, Sachkunde und Vorsicht des Verfassers anerkennen muss, wird wohl jeder Sprachforscher auf Vergleichen stossen, denen er entweder überhaupt nicht zustimmen oder denen er wenigstens nicht den von Schrader angenommenen Wert beilegen kann. Verschiedener Beurteilung fähig ist ferner das *argumentum ex silentio*. Da unser sprachliches Material lückenhaft ist, so können wir aus dem Fehlen einer Gleichung für bestimmte Dinge oder Begriffe nicht sicher auf das Fehlen des Dinges oder Begriffes in der Urzeit schliessen. Andererseits müssen wir unsere Schlüsse über Mängel der urzeitlichen Kultur auf das Fehlen der Wortgleichungen aufbauen. Wo ist nun die Grenze für das eine, das andere Verfahren? Von Schrader und von Hirt gleich wenig beachtet ist die weitere Frage: in welche Zeit versetzen uns die sprachlichen Rückschlüsse? Noch steht der Zeitpunkt der Auflösung des Urvolkes auch nicht annähernd fest; unabsehbar dehnt sich davor die Zeit bis zum Beginn seiner ersten Ausbildung; welche Periode der indogermanischen Urzeit können und wollen wir erschliessen? Die Erkenntnis der Notwendigkeit, diese Frage ins Auge zu fassen, führte zu einem grossen methodischen Fortschritt in der Sprachwissenschaft; sie führte zur Annahme von Lautgesetzen und Analogiebildungen, von Dialekten in der Urzeit, sie beseitigte das Operieren mit erschlossenen Wurzeln und Stämmen, schärfte das Urteil über das Mass des Erreichbaren und begründete die methodische Forderung, bei Rekonstruktionen sich auf die Erschliessung der jüngsten Form zu beschränken und sich bei darüber hinausgehenden Spekulationen glottogonischer Art der Unsicherheit der Schlüsse immer bewusst zu bleiben. Übertragen wir aber diese methodologische Erkenntnis auf das Gebiet der indogermanischen Archäologie, so ergibt sich eine neue Verwicklung.

Erstens nämlich geht es keineswegs an, der Methode der Sprachforschung entsprechend nur Unterschiede räumlicher Art zu konstatieren und sich auf die Erschliessung der letzten Kulturformen zu beschränken; vielmehr gebietet die Vorsicht, gerade im Gegensatz zu dem, was die Sprachforschung tut, die erschlossenen Kulturverhältnisse lieber als zu primitiv, denn als zu entwickelt anzusetzen. Zweitens aber werden wir nicht umhin können, in der erschlossenen Kultur auch Unterschiede gesellschaftlicher Stufen anzunehmen; denn reich und arm, Sieger und Besiegte, Herren und Diener hat es unzweifelhaft schon vor der Trennung der Völker gegeben. Manche Fragen, die das älteste Recht, die Monogamie und Polygamie, besonders aber die religiösen Vorstellungen der Urzeit betreffen, finden durch die Annahme verschiedener Gesellschaftsschichten ihre Erledigung. So ergibt sich hier ein wesentlich grösserer Spielraum für die Phantasie

der rekonstruierenden Verfasser als auf dem Gebiete der reinen Sprachforschung, und damit auch notwendig grössere Gegensätze in den Ergebnissen und Anschauungen. Von Anfang an hat sich Schrader bemüht, die immer reicher erblühende Sachforschung zur Ergänzung unserer Kenntnisse heranzuziehen, seine Kritik der Nachrichten der Alten verdient durchaus Zustimmung, in neuerer Zeit hat er sich ausserdem ein Spezialgebiet geschaffen, das er mit Glück für die Beurteilung des indogermanischen Altertums verwendet, die slawische Volkskunde. Gewiss liegt noch mancher Baustein unbenutzt, gewiss wird die Einzelforschung auf archäologischem, sprachwissenschaftlichem und philologischem Gebiet noch manches berichtigen, manches ergänzen, jedenfalls aber lässt sich zusammenfassend sagen, dass Schraders Buch in der neuen Gestalt eine im ganzen zutreffende Übersicht über den Stand der Forschung gewährt und dass das Bild von dem Leben der Indogermanen, wie er es entwirft, an Klarheit und Farbe wie an Zuverlässigkeit gewonnen hat. Bei der Umsicht, mit der der Vf. alle auf sein Fach bezüglichen Erscheinungen verfolgt, wirkt das Buch gewiss auf jeden Leser, der historisches Interesse besitzt, befruchtend und anregend, es ist ganz besonders geeignet, das Interesse für die vergleichende Sprachforschung zu beleben, und aus diesem Grunde verdient seine Anschaffung auch den Lehrerbibliotheken unserer höheren Schulen warm empfohlen zu werden.

Berlin-Schöneberg.

Felix Hartmann.

Ernst Consentius, Alt-Berlin. Anno 1740. Mit 10 Abbildungen und 1 Plan. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn 1907. 190 S. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Der Verfasser bietet uns in diesem hübsch ausgestatteten Buche eine un-
gemein anschauliche Schilderung des alten Berlin beim Regierungsantritt Friedrichs
des Grossen. Wir lernen die Topographie der Stadt kennen, wir werden in die
Wohnungsverhältnisse eingeweiht und mit der wenig erfreulichen wirtschaftlichen
Lage der Bevölkerung vertraut gemacht, wir hören von der Gesindenot, vom Essen
und Trinken, von den hohen Brot- und Fleischpreisen, vom Beleuchtungswesen,
von der Kleidung, von den Vergnügungen, von den Steuern — kurz, wir erhalten
eine farbige, kulturgeschichtliche Darstellung, wie wir sie sonst nur noch für neuere
Epochen unserer guten Stadt besitzen. Consentius hat sich seine Sache nicht leicht
gemacht. Mit regem Fleiss hat er die gedruckte Literatur durchgearbeitet und
auch einiges handschriftliche Material zu verwerten gewusst. Als eine völlig un-
benutzte, aber ausserordentlich wichtige Quelle erwies sich ihm das Berliner
Intelligenzblatt, aus dem er reichliche Proben mitteilt, um damit zugleich von dem
wunderlichen Sprachmischmasch, der damals in Berlin herrschte, eine Vorstellung
zu geben; ob in diesen Zeugnissen wirklich die Ausdrucksweise der breiten Masse
zutage tritt, wie er (S. 168) behauptet, ob es wirklich ein „Berlinisch“ ist, das
sich in die Schriftsprache hineinzufinden sucht, bedürfte noch genauerer Unter-
suchung: vorläufig fehlt es uns ja durchaus an einer zulänglichen Geschichte des
Berliner Dialekts.

Überhaupt drängt sich mitunter die Frage auf, ob diese oder jene Eigenheit
spezifisch berlinisch ist. Das Buch hätte zwar an Geschlossenheit verloren, dafür
aber an Wert für die deutsche Kulturgeschichte im allgemeinen und die Berliner

im besonderen gewonnen, wenn die Zustände in anderen Städten öfter zum Vergleich herangezogen worden wären. Wie lehrreich ist z. B. der Hinweis darauf, in welch üblem Ruf nicht nur in Berlin die Brücken standen, weil sich dort die Dirnen aufzuhalten pflegten (S. 171 ff.).

Nur das wirtschaftliche Leben Berlins um 1740 wollte der Vf. schildern. Vielleicht hätte er zur Abrundung doch noch ein Kapitel über das geistige Leben in dieser Zeit hinzufügen können. Von besonderer Wichtigkeit schiene mir auch hierbei das Problem des spezifisch Berlinischen. Theodor Fontane hat in einem Aufsatz „Die Märker und das Berlinertum“ (Aus dem Nachlass. Berlin 1908. S. 294 ff.), der uns nicht gerade Schmeicheleien sagt, die Ansicht geäußert, dass das Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I. die Geburtsstätte des Berlinertums bilde. Ist das richtig? Consentius wäre einer der Berufensten, um diese Frage zu beantworten.

Berlin.

Hermann Michel.

Max Höfler, Die volksmedizinische Organotherapie und ihr Verhältnis zum Kultopfer. Stuttgart, Berlin, Leipzig; Union Deutsche Verlagsgesellschaft, o. J. (1908). 305 S. 8° mit 44 Abb.

Das neueste Werk, mit welchem uns der unermüdliche Erforscher der Volksmedizin beschenkt hat, ist eigentlich eine Streitschrift; und wenn dies auch in der Form der Darstellung kaum hervortritt, wenn auch kein bestimmter Gegner namhaft gemacht wird, so wird doch gleich zu Anfang und an verschiedenen anderen Stellen als Zweck des Buches ausdrücklich hervorgehoben die Bekämpfung der neuerdings geltend gemachten Auffassung, als habe das Volk, indem es eine ganze Reihe von Krankheiten durch Einverleibung bestimmter tierischer Organe zu bekämpfen suchte, unbewusst, gewissermassen instinktiv, eine Methode bereits ausgeübt, welche erst in der jüngsten Zeit von der wissenschaftlichen Medizin in einwandfreier Weise begründet und — mit mehr oder weniger günstigen Erfolgen — bei verschiedenen Leiden in Anwendung gebracht worden ist.

Es hätte vielleicht eines so grossen Apparates, wie er hier mit bekannter Gründlichkeit und Belesenheit geboten wird, zur Widerlegung gar nicht bedurft: denn auch dem Nicht-Arzt wird das Unwahrscheinliche der von Höfler angegriffenen Lehre von vornherein einleuchten, wenn er bedenkt, dass die Organotherapie zum Teile Krankheiten bekämpft, welche das Volk, wie auch Höfler hervorhebt, gar nicht zu diagnostizieren imstande wäre, und dass andererseits diese Methode, über deren Erfolge im einzelnen die Akten noch nicht geschlossen sind, auf den Fortschritten beruht, welche durch den grossen Aufschwung der physiologischen Chemie hervorgerufen worden sind; von einem instinktiven Vorausahnen dieser Errungenschaften einer hochentwickelten Wissenschaft und Technik durch die Volksseele kann doch ebensowenig die Rede sein, wie man etwa die Röntgenstrahlen und ihre therapeutische Anwendung sich als vorausgeahnt vorstellen könnte!

Wenn wir es trotzdem mit Freude begrüßen, dass dieses Werk geschrieben wurde, so geschieht es wegen seines reichen Inhalts, der es zu einer wahren Fundgrube von Einzelangaben für den Spezialforscher macht, wie vor allem wegen der flüssigen Darstellungsweise, welche auch ganz unabhängig von dem eigentlichen Beweisthema dem Leser, und nicht allein dem medizinisch Vorgebildeten, eine Quelle des Genusses und der Belehrung bietet: nicht weniger als 1254 organo-

therapeutische Verordnungen sind hier zusammengetragen, von denen 308 auf das Gehirn, 267 auf die Leber, 405 auf die Galle, 165 auf das Herz, 39 auf die Milz und 70 auf die Lunge der Tiere sich beziehen; als Quellen haben gedient die den Opferdienst und die gelehrte Medizin betreffenden Überlieferungen des alten Orients und des klassischen Altertums, die auf den letzteren fussenden gelehrten Schriften der mittelalterlichen Ärzte, sowohl der Araber und Juden wie der Kulturländer Europas, und die vielfach weit zerstreuten Lehren der Volksmedizin; zuweilen sind auch ethnographische Parallelen aus anderen Weltteilen herbeigezogen worden. Die Fülle all dieser Einzelvorschriften ist auf 220 Seiten nach den oben genannten wichtigsten Organen des Körpers und innerhalb dieser Einteilung nach den einzelnen zur Therapie verwendeten Tieren angeordnet, doch so, dass durch Verschiedenheiten des Druckes eine schnelle Orientierung über die Krankheiten, zu deren Bekämpfung die Vorschriften dienen, ermöglicht wird, so dass man das Wesentliche des Inhalts erfassen kann, ohne sich der ermüdenden Aufgabe unterziehen zu müssen, jede einzelne der 1254 Verordnungen ganz durchzulesen.

Wer Blatt für Blatt so die Hauptpunkte der Einzelheiten kennen zu lernen sucht, wird für diese nicht unerhebliche Mühe sich belohnt finden: denn immer wieder muss sich ihm infolge der gewählten Art der Zusammenstellung die Überzeugung aufdrängen, dass viele der oft uns zunächst ganz unverständlich erscheinenden 'abergläubischen' Vorschriften der Volksmedizin nichts anderes sind als Reste der gelehrten Medizin des Altertums oder der hierauf fussenden 'Wissenschaft' des Mittelalters, oft freilich in sehr unvollkommener Erhaltung, infolge der durch Missverständnisse oder mangelhafte Erinnerung oder durch uralte orientalische Überlieferung und mittelalterliche Chemie hereingebrachten Abweichungen; andererseits zeigt sich umgekehrt vielfach eine Beeinflussung der alten gelehrten Medizin durch den Volksglauben der alten Zeit. Geht man nun den Quellen der letzteren soweit wie möglich nach, so kommt man, und das ist der Hauptpunkt der Höflerschen Darstellung, schliesslich in der Mehrzahl der Fälle immer wieder auf die uralten Vorstellungen von dem dämonischen Ursprung der Krankheiten und der Notwendigkeit, diese Dämonen zu versöhnen oder abzuwehren. Insofern dabei tierische Organe dem Erkrankten einverleibt werden, geschieht dieses in zwiefacher Weise, entweder als eine „Communio“, die symbolische Anteilnahme an dem Seelenmahle zum Zweck der Versöhnung der den Menschen bedrohenden Seelengeister (Dämonen), oder als Theophagie, die Verzehrung der Tiergottheit selbst oder eines Teiles derselben, oder eines der Gottheit oder den Seelen gleichgesetzten chthonischen Tieres.

So lassen sich die verschiedenen Formen, unter denen das tierische Organ oder sein Substitut genommen wird, z. B. noch lebenswarm und roh (Omophagie), als Asche, als Räucherung usw., wie Höfler ausführlich zeigt, schliesslich auf das Kultopfer zurückführen; es bleibt freilich ein nicht ganz unbeträchtlicher Rest bisher unverständlichen „Aberglaubens“ in den Vorschriften zurück. „Aus einer Quelle floss die Gabe oder Kunst des Hellersehens, der Weissagung, die Reinigung des Kranken von der Befleckung, die Heilung der Krankheiten: aus dem mit Opfern verbundenen Seelenkulte, der ursprünglichen Wurzel aller Religionswesen. 'Mortui placantur sacrificiis, ne noceant'.“

In statistischen Tabellen zeigt Vf. am Schluss, dass es unter den Organen gerade die mit Vorliebe zum Opfer verwendeten und unter den Tieren mit fortschreitender Kultur immer häufiger die wertlosen sind, welche als Heilmittel gelten. Nur darf man nicht „bei jedem volksmedizinischen Rezept verlangen, dass sich bei demselben sogleich ganz klare oder vor Augen liegende Spuren des

Opferkultverfahrens, der Omophagie, der Theophagie oder Communio nachweisen lassen; nicht jede einzelne Verordnungsformel kann diesen Nachweis erbringen, sondern der durch die gesamte Reihe der Verordnungen gehende systematische Zug oder der regelmässig wiederkehrende Einschlag von Material, das sicher aus antikem Opferkulte stammt“. Und das erscheint auch mir als das Zwingende der Beweisführung: die bei der Fülle des Materials und der Art der Anordnung besonders hervortretende Wiederkehr derselben grundsätzlichen Zusammensetzung und Beziehung der einzelnen Formeln. — Von den 44 Abbildungen, welche das Buch schmücken, sind leider einzelne und besonders interessante (antike Gemmen nach Furtwängler) so klein und undeutlich ausgefallen, dass sich auch mit der Lupe kaum die im Text beschriebene Szene erkennen lässt; sehr wünschenswert wäre eine genauere Angabe des Fundortes der einzelnen Darstellungen, statt einer allgemeinen Verweisung auf das Dictionnaire des antiquités oder dgl.

Das vorliegende Werk bietet für jeden, auch den nichtärztlichen, Folkloristen eine reiche Quelle der Belehrung und Anregung; für die erfreulicherweise immer wachsende Schaar der Freunde der Volksmedizin ist es ein unentbehrliches Hilfsmittel des Studiums.

Berlin.

Paul Bartels.

Charles Brewster Randolph, *The Mandragora of the ancients in folk-lore and medicine* (Proceedings of the American Academy of Arts and Sciences Vol. 40, 485—537. 70 Cents).

Diese Arbeit will in erster Linie untersuchen, welche Rolle die Mandragora in der Medizin des Altertums spielte; da aber hierbei eine feste Grenze zwischen Volksglauben und Wissenschaft nicht eingehalten werden kann, so zieht der Verfasser mit Recht auch die Stellung dieser Pflanze in der antiken Volkskunde in den Bereich seiner Forschung. Er behandelt die verschiedenen Angaben über die Grabung der Wurzel, den Glauben an ihre menschliche Gestalt, die Vorstellungen über die Entstehung der Pflanze, ihre Verwendung und Wirkung als Liebestrank und als Mittel, um wahnsinnig und um fruchtbar zu machen¹⁾. Nach den Forschungen von Ascherson, Beyer, Cohn, Luschan u. a. bringt diese Arbeit dadurch einen weiteren Fortschritt, dass sie verschiedene Ergebnisse der Altertumswissenschaft verwertet, wie z. B. den literarischen Zusammenhang zwischen Theophrast und Plinius. Vor allem aber hat Randolph mit grosser Umsicht und Sorgfalt eine Anzahl neuer Parallelen aus dem Altertum beigebracht, wobei das, was der Volksglaube von der Mandragora weiss, mit anderen Pflanzen oder auch Steinen verknüpft ist; so weist er auf die Entstehung des Prometheuskrautes aus den zur Erde gefallenem Blutstropfen des Prometheus (bei Apollonios von Rhodos) hin. Wenn allerdings der Vf. meint, es hätten die einzelnen Vorstellungen zuerst nur an der einen oder anderen Pflanze gehaftet und seien von da dann auf die Mandragora vereinigt worden, so lässt sich das doch wohl nicht so sicher feststellen und gewissermassen auf eine Formel bringen.

Es kann sehr wohl das, was von Baaras, Aglaophotis u. a. berichtet wird, schon längst in anderen Gegenden auch von der M. erzählt worden sein, wie es gleichzeitig wohl noch viel mehr Pflanzen gegeben hat, die in ähnlichem Ruf standen; alle solche Vorstellungen pflegen ja beständig in Fluss zu sein. Die Nach-

1) Auf den medizinischen Teil kann hier nicht eingegangen werden.

richten darüber sind aber ganz spärlich und sind zudem, aus den verschiedensten Zeiten und Gegenden stammend, nur vom Zufall ausgewählt und auf uns überliefert, so dass es nicht angeht, eine solche Theorie, wie sie S. 498 ausgesprochen ist, darauf aufzubauen. Trotzdem verdient die Arbeit Randolphs, die wohl niemand da suchen würde, wo sie erschienen ist, auch bei uns bekannt zu werden. Sie hat auch den Vorzug, dass die antiken Zeugnisse am Schluss in der Originalfassung zusammengestellt sind, während die Untersuchung sie in englischer Übersetzung anführt.

München.

Albert Hartmann.

W. Lüpkes, Ostfriesische Volkskunde. Mit über 100 Originalbildern. Emden, W. Schwalbe (1908). VIII, 260 S. gr. 8°, geb. 5 Mk.

Das erfreuliche, schmuck ausgestattete Buch will keine gelehrte, erschöpfende Darstellung des eigenartigen ostfriesischen Volkstums liefern, sondern wendet sich, gemäss seiner Entstehung aus einer Reihe von Vorträgen und Skizzen (in der Zs. Niedersachsen 1902 und 1904) an die breiteren Kreise der Gebildeten. Diesen führt der mit Land und Leuten wie mit der wissenschaftlichen Volkskunde wohlvertraute Vf., dem wir u. a. eine Sammlung von Seemannssprüchen (1900) verdanken, in frischer, anschaulicher Weise vor: 1. Bilder ostfriesischen Landes und Lebens in Dorf und Flur, Haus und Garten, Tracht und Schmuck, 2. persönliche, häusliche, kirchliche, politische und soziale Züge des Volkscharakters, 3. Sitten und Gebräuche bei Geburt, Hochzeit, Tod, bei den Jahresfesten, bei Viehzucht, Saat, im Zunftleben, 4. Spiel und Rätsel, 5. Sang und Sage. Die vorhandene Literatur scheint der Vf. gut ausgenutzt zu haben, wie er auch verschiedenes aus eigener Erkundigung hinzufügt. Manche Einrichtung leitet er aus der Geschichte der früheren Jahrhunderte ab und führt die Belege dafür an; doch hat er leider auf eine regelmässige Angabe der benutzten Quellen und ein Register verzichtet. Lob verdienen die eingestreuten, durchweg gelungenen Nachbildungen von Häusern, Trachten und Geräten, zu denen ein besonderes Verzeichnis (S. 257) einige Erläuterungen liefert; der Text selber nimmt auffälligerweise fast nirgends darauf Bezug.

J. Bolte.

Antonio Ive, Canti popolari velletrani raccolti e annotati, con illustrazioni e note musicali. Roma, E. Loescher & Co. (W. Regenber) 1907. XXXII, 343 S. 8°. 16 Lire.

Prof. Ive in Graz gehört zu den italienischen Gelehrten, die vor einigen dreissig Jahren mit der Sammlung der heimischen Volksüberlieferungen Ernst machten; wir verdanken ihm bereits *Canti popolari istriani* (1877) und *Fiabe popolari rognesi* (1878). Hier bietet er uns 852 Stornelli aus Velletri, fast ausschliesslich Liebeslieder, ihrem Inhalte nach in zwanzig Abteilungen gruppiert. Was dieser Sammlung anmutiger Dreizeiler ihren besonderen Wert verleiht, sind ausser der sachkundigen Einleitung, die uns einen Überblick über die Volksliedforschungen von Pitre, Nigra, Rubieri, D'Ancona gewährt, den Begriff und den Ursprung des Volksliedes im Anschluss an John Meier darlegt und auch dessen metrische Form bespricht, die ausserordentlich fleissigen 'Note comparative', die, oft zum zehnfachen Umfange des Textes anschwellend, nicht bloss die italienischen,

sondern auch spanische, deutsche und sonstige Parallelen verzeichnen. Natürlich setzt Ive dabei nicht jedesmal eine Wanderung des Motivs voraus, sondern will zeigen, wie das gleiche Gefühl bei verschiedenen Völkern sich oft den gleichen Ausdruck schafft. Neben weitverbreiteten Motiven und Formeln der Liebesdichtung, wie den Grüßen (677), dem Vogel als Boten (683), dem Herzensschlüssel (109. 579), dem Herzenstausch (578), den sieben Schönheiten (263), den unmöglichen Dingen (123. 790), Und wenn der Himmel wär Papier (336), den Reimen auf den Namen der Geliebten (331), begegnen auch auffälligere Seitenstücke zu deutschen Schnaderhüpfeln und Liedern, wie nr. 533. 810: Was nützt mir ein schöner Garten, 42 Liebhaber als Schildwache, 165 der nächtliche Weg erscheint dem Liebenden hell, 381 Vergleich zwischen Liebhaber und Hahn oder gar 439 das an Ulrich von Lichtenstein erinnernde Verlangen nach dem Waschwasser der Geliebten. Ganz modern wünscht in nr. 383 der Jüngling nicht 'Wenn ich ein Vöglein wär', sondern 'Wenn ich ein Dampfer wär'. Wer der Geschichte der poetischen Formeln nachgeht, wird hier wertvolles Material zusammengetragen finden.

J. Bolte.

F. Ohrt, Kalevala. I. Kalevala oversat i Udvalg. II. Kalevala som Folkedigtning og National-Epos. København og Kristiania, Gyldendalske Boghandel, Nordisk Forlag, 1907. 310 u. 276 S. 8° mit Karte.

Der erste Band gibt eine dänische Übertragung des Lönnrotschen Epos. Ohrt hat den Umfang auf 10 000 Verse herabgesetzt, nicht bloss durch Weglassen ganzer Gesänge und Überspringen der beliebten Zaubersprüche, sondern auch durch kleine Einzelkürzungen, die den Stileindruck verändern. Neben Schiefners deutschem Texte wirkt Ohrt im ganzen flüssiger, freiluftiger, nicht so exotisch. Stichproben ergaben mir auch sachliche Abweichungen, wobei das Verständlichere auf Seiten Ohrts zu sein pflegt (z. B. XXIX, 231). Man wird diese Übersetzung gern neben der Schiefnerschen zu Rate ziehen. Die vielen dreisilbigen Takte nehmen sich volkstümlich kräftig aus; aber die gelegentlichen dreihebigen Verse machen dem, der akustisch, nicht optisch liest, jedesmal unweigerlich ein Loch in den Vortrag; wie es sich damit im Original verhält, geht aus 2, 219 nicht klar hervor; ohne Rhythmenschrift kann man nun einmal solche Dinge nicht schildern.

Die Hauptsache ist der zweite Band. Er will, nach des Verfassers eigener Angabe, die Untersuchungen der neueren finnischen Gelehrten zusammenarbeiten. Im besonderen scheinen Kaarle Krohns Forschungen den Kurs zu bestimmen. Das Urteil über Ohrts Literaturbenutzung muss man den finländischen Kennern überlassen. Wir anderen erhalten von Ohrts Darstellung den günstigsten Eindruck: Gründlichkeit und Blick für das Wesentliche, Feinheit des Nachempfindens und der Problemstellung, dazu die schriftstellerische Kunst und das Imponderabile einer geschmackvollen Persönlichkeit mit dänischem Humor, das trifft hier alles zusammen. Wir werden zuerst belehrt über die 'äussere Geschichte' des finnischen Epos. Sie gruppiert sich zumeist um Lönnrots Tätigkeit; daneben gute Ausblicke auf die Sprachbewegung in Finland, auf das Epos als Kulturmacht. Dann die innere Würdigung des grossen Kalevala und seiner Grundlagen, der Volksgesänge; ein lehrreiches Stück Literaturgeschichte. Die auch sonst in der Volkspoesie wirkenden Faktoren lassen sich hier, dank einem riesigen handschriftlichen Stoffe mit örtlich bestimmten Varianten, empirischer verfolgen als in anderen Ländern. Die speziellen Faktoren sind das Gegeneinanderwirken der estnischen und der west-

finnischen Dichtung, ihr Wandern nordwärts in das finnische und russische Karelän. „Die Esten dichteten Lyrik und Balladen, die Stärke der Westfinnen lag in Legenden und Zaubерliedern, finnische Karelän arbeiteten die zwei Gruppen zusammen, und ihre russischen Vettern bildeten die grossen Zyklen, die dann Lönnrot, der letzte in der Reihe, zusammenwob zum Kalevala.“

Bei der Frage, wie weit der Kalevala den bekannteren Heldenepen gleicht — Ohrt wählt die halb dogmatische, halb ironische Überschrift „Ist der Kalevala ein ‘Volksepos’?“ — bei dieser Frage vermisst der deutsche Leser eine Abgrenzung des Standpunktes gegen Comparetti, dessen Buch die Epenforschung seinerzeit beschäftigte. In diesem Punkte steht die Auffassung des italienischen Gelehrten den Ergebnissen der neueren Finnen nahe. Ohrt betrachtet die Ilias unter dem Gesichtswinkel der Sammeltheorie, daher treffen seine vergleichenden Formulierungen (bes. 2, 70) ein wenig neben das Schwarze. Man kann es etwa so ausdrücken: Der Kalevala stimmt insofern zu dem Lachmannschen Recepte, als er eine Addition von Liedern ist mit nicht allzu breiten Zutaten und mit Bewahrung des liedmässigen Stiles. Dass der Sammler in diesem Falle ein buchgelehrter Mann war und mit geschriebenen Liedertexten hantierte, hat nicht so sehr viel zu bedeuten, da Lönnrot das Formgefühl der Volkssänger teilte und seine massenhaften Eingriffe nur selten wesensverschieden sind von den Freiheiten, die sich auch die begabteren Sänger nehmen. Den Voraussetzungen Lachmanns widerspricht, dass die einzelnen Lieder von Hause aus selbständig, nicht episodisch waren und, die notwendige Folge davon, dass das Gesamtepos einen neuen, früher noch nicht vorhandenen Zusammenhang und Grundriss in die Welt setzte. Hierin liegt auch der grosse Gegensatz des Kalevala zu Ilias, Nibelungenlied usw.: Lönnrots Epos ist trotz allen Gelenken und Rollenverschmelzungen ein Sammelwerk, eine Art Liederbuch geworden. Der Grundriss der monozentrischen Epen dagegen entspricht einem Liedinhalte, nur ist der liedmässige Stil verlassen. Daher konnte der Kalevala durch Sammlung entstehen, die Ilias nur durch Anschwellung.

Für die Sagenforschung am wertvollsten ist der lange Abschnitt 2, 113 ff. ‘Geschichte der einzelnen Gesänge’. Die Sagenvergleicher pflegten die Stoffe des Kalevala ohne weiteres, so wie sie in der Schöpfung von 1849 vorlagen, heranzuziehen. Dabei lief man immer Gefahr, Lönnrotsche Neuerungen oder sonstige Züge, die nachweislich erst innerhalb der finnischen Dichtung entstanden sind, mit den fremden Sagen unmittelbar zusammenzuhalten. Ohrt gibt einen Begriff, welch subtile Untersuchungen der (meist handschriftlichen) Variantenmenge nötig sind, ehe man bis zu der verhältnismässig ursprünglichen Form jedes Gesanges vordringt. — Gehaltvoll und zutrauenweckend ist auch die gedrungene Zusammenstellung von Volksglauben und Zaubерwesen 2, 204 ff. Vieles anscheinend Urheidnische führt die heutige finnische Forschung auf katholische Legenden zurück. Ohrt bringt diesen unromantischen Standpunkt entschlossen zur Geltung. Zu gewissen kühneren Entlehnungshypothesen stellt sich Ohrt vorsichtig zurückhaltend (Baldr S. 139 f., Iarmericus 160, Amlethus ebd., Loki 212).

Das Werk schliesst mit einem schön geschriebenen Überblick über Kalevalastoffe in der Kunstdichtung, Malerei und Skulptur und mit einem vortrefflich orientierenden Kapitel über den jüngeren Bruder des Kalevala, Kreutzwalds Kalevipoeg.

Notizen.

K. Adrian, Salzburger Volksspiele, Aufzüge und Tänze. Salzburg, Huber 1908. 160 S. mit drei Lichtdrucktafeln. 3 Mk. — Ein neuer Abdruck der oben 16, 323 erwähnten ausserordentlich reichhaltigen Schilderung der im Salzburger Volke üblichen Kraft-, Lauf-, Wurfspiele, der Umzüge, Tänze, Gesellschaftsspiele, die bisweilen geradezu dramatischen Charakter tragen, mit den dazu gehörigen Reimen und Weisen, sowie verschiedenen Abbildungen.

R. Brandstetter, Mata-Hari oder Wanderungen eines indonesischen Sprachforschers durch die drei Reiche der Natur. Luzern, E. Haag 1908. 55 S. 8°. — Auch ein des Malaiischen unkundiger Sprachforscher wird mit Interesse dem Nachweise der Verwandtschaft der indonesischen Sprachen von den Philippinen bis Madagaskar folgen, den B. durch eine übersichtliche Musterung von Bezeichnungen der Naturdinge von der Sonne (Mata hari = Auge des Tages) an bis zu den Pflanzen und Tieren liefert. Er stellt fünf Gesetze auf, nach denen die Laute der indonesischen Ursprache in den verschiedenen jüngeren Sprachen abgewandelt sind, beleuchtet die geographische Verbreitung einzelner Ausdrücke, die poetischen Umschreibungen für Naturdinge und die an indogermanische Verhältnisse erinnernde Verwendung der Ausdrücke Wind, Hauch für Seele.

S. Bugge, Kong David og Solfager (Danske Studier 1908, 1–34). — Die vor 25 Jahren begonnene Abhandlung des jüngst verstorbenen norwegischen Forschers beschäftigt sich mit einer schwedisch, norwegisch und dänisch vorliegenden Ballade (Grundtvig, DgF. nr. 468) von der durch den Schlangenkönig entführten Gattin Davids, die um ihrer Herkunft willen Aufmerksamkeit erregt. Sie geht nämlich nicht auf die deutschen Gedichte von Salomon und Markolf zurück, sondern auf die aus Byzanz herstammenden russischen Sagen von Salomo und Kitovras, die entweder unmittelbar oder durch hanseatische Kaufleute des 14. bis 15. Jahrhunderts nach Schweden gelangten. Auf letztere Vermittlung weist vielleicht die Erwähnung Nowgorods in der einen schwedischen Fassung hin; Solfager oder Solfat ist Sulamith oder Abisag Suamitis, der Entführer Adel hängt mit dem biblischen Adonia zusammen. Die bei Grundtvig-Olrik angeführten Arbeiten von Schück, Child und Wesseloſky hat B. nicht mehr berücksichtigt.

B. Clemenz, Schlesiens Bau und Bild mit besonderer Berücksichtigung der Geologie, Wirtschaftsgeographie und Volkskunde, eine Landeskunde für Schule, Haus und Studium. Glogau, Flemming 1907. XV, 234 S. mit 116 Abbildungen und 15 geologischen Tafeln. Kart. 3 Mk. — Diese für Schulen bestimmte schlesische Heimatkunde geht vor allem darauf aus, den geologischen Aufbau in Wort, Kartenskizzen und guten Landschaftsbildern darzulegen; sie nimmt aber auch auf das Wirtschaftsleben und den Volkscharakter Rücksicht; über die Besiedlung, die Sitten, Gebräuche und Sagen wird auf 15 Seiten gehandelt.

V. Dingelstedt, The republic and canton of Geneva, a demographical sketch (The Scottish Geographical Magazine 1908, 225–238. 281–290).

W. Grothe, Der heilige Richard und seine Kinder (St. Willibald, St. Wunibald, St. Walpurgis). Berlin, E. Ebering 1908. 114 S. 8°. — Wie die mit der deutschen Sagenwelt eng verknüpfte h. Walpurgis lange nach ihrem Tode den fabelhaften englischen König Richard zum Vater erhalten hat, das legt uns diese auf einem grossen Material aufgebaute Berliner Dissertation anschaulich und mit einer gewissen Behaglichkeit dar. Fest steht nur, dass die Angelsächsin Walpurgis eine Schwester des 741 von Bonifatius zum Bischof von Eistet geweihten Willibald und des Wynnebald, der das Kloster Heidenheim erbaute, war und um 780 als Äbtissin zu Heidenheim starb. Ihre Eltern Richard und Bonna sind spätere Erfindungen. Über das Fortleben der Geschwister in der Volksage stellt G. weitere Forschungen in Aussicht.

A. Hilka, Eine bisher unbekannte lateinische Version des Alexanderromans aus einem Codex der Petro-Paulinischen Kirchenbibliothek zu Liegnitz. 9 S. (aus dem Jahresbericht der Schles. Gesellschaft für vaterl. Cultur 1907, 4. Abt.). — Zu den 80 Fassungen der Alexandersage, die nach Ausfelds Zählung bis 1500 entstanden sind, kommt hier eine neue

Bearbeitung der lateinischen Epitome des Julius Valerius, die trotz der starken Kürzung und törichten Änderungen einige Bedeutung für die Textkritik hat. Die Einschübe aus anderen Überlieferungen, z. B. die Zauberspiegel des Nectanebus, beleuchtet H. umsichtig und verheißt einen Abdruck des Textes.

G. Jacob, Beiträge zur Kenntnis des Derwisch-Ordens der Bektaschis. Berlin, Mayer u. Müller 1908. X, 100 S. mit 2 Taf. 3,60 Mk. (= Türkische Bibliothek 9). — Die Bektaschis bilden eine die Kultvorschriften des Islam freier auffassende und den Christen freundlicher gegenüberstehende Sekte, die wohl in Persien ihren Ursprung hat und gegenwärtig besonders in Lykien und Albanien verbreitet ist. Ihre Verbindung mit den Janitscharen zog ihnen 1826 eine strenge Verfolgung zu. J. stellt eine Menge von Nachrichten über sie zusammen und übersetzt auf S. 40–95 eine 1874 wider ihre angeblichen Geheimlehren gerichtete Streitschrift 'Enthüller der Geheimnisse' von Ishak Efendi.

O. Knoop, Posener Geld- und Schatzsagen, ein Beitrag zur Heimat- und Volkskunde der Provinz Posen. Progr. (1908 nr. 224) Rogasen. 45 S. 4^o. — 84 Sagen aus deutscher und polnischer Überlieferung, mit guten Anmerkungen. Vielfach ist die Schatzhebung mit einem Traum, Gespenst, Teufel, zu erlösenden Tiergestalten verbunden. Nr. 29 der gestohlene Heller; 55 Popiel im Mäuseturm; 61. 73 der Sterbende isst sein Geld auf oder lässt es in seinen Sarg legen; 78 die Schlangenkronen. Die Sagen vom Gelddrachen sollen später folgen.

E. Kück, Feste und Spiele des deutschen Landvolkes. (Das Land 16, 273–276.) — Dieser im Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege bei der Berliner Hauptversammlung gehaltene Vortrag legt mit Recht mehr Gewicht auf die Erneuerung der alten Dorsitten als auf die Einführung neuer Feste und Spiele und fordert für die jungen Lehrer eine Einführung in das Kulturleben des Dorfes. K. verheißt eine Sammlung von Dorfspielen, die binnen kurzem erscheinen soll.

F. v. d. Leyen, Der gefesselte Unhold, eine mythologische Studie. Prag, C. Bellmann 1908. 29 S. (aus den Prager deutschen Studien 8). — Eine Sammlung von deutschen, tatarischen und kaukasischen Bräuchen der Schmiede, die ein Verstärken der Ketten des Teufels bezwecken, führt zu einer Deutung der altnordischen Sagen von den Sonnenwölfen Skoll und Hati, dem Höllenhund Garmr und der Fesselung des Fenreswolves und Lokes.

Regina Liliental, Das Kind bei den Juden [in Russisch-Polen]. (Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde 10, 1–24. 41–55.) — Die oben 15, 208 erwähnte Abhandlung aus den Materyaly antropologiczne der Krakauer Akademie von 1904 erscheint hier, von A. Landau verdeutscht und mit wertvollen vergleichenden Anmerkungen ausgestattet. Unter den Bräuchen der Wochenstube werden z. B. hebräische Schutzbriefe, Segenformeln, das Messen kranker Kinder vorgeführt, unter den Kinderspielen Mühle, Ziege und Wolf, Gerad und Ungerad, Fangsteinchen (Struljkis genannt), Himmel und Hölle, jüdischdeutsche Rätsel und Reime.

A. Löwinger, Der Traum in der jüdischen Literatur. (Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde 10, 25–34. 56–78.) — Reiche Zusammenstellung aus dem Talmud und den späteren Autoren.

Raphael Meyer, Gerbertsagnet, Studie over middelalderlige Djævlekontrakthistorier. København, Det nordiske Forlag 1902. 170 S. — Die auf gründlicher Quellenkenntnis aufgebaute Untersuchung beschäftigt sich zunächst mit den Geistesströmungen des 10. Jahrhunderts, dem humanistischen, von der Geistlichkeit beargwöhnten Studium der alten Profanliteratur, dem Teufelsglauben, den leidenschaftlichen Parteikämpfen, und gibt eine Biographie des gelehrten und zugleich politisch wirksamen Papstes Silvester II. Erst S. 67 beginnt die Untersuchung der Volkssagen über diesen in Frankreich bei seinen Gegnern als Teufelsbeschwörer verrufenen Mann, die namentlich bei Wilhelm von Malmesbury und Walther Mapes in reicher Fülle erscheinen. Der Vf. hat viel Material zu ihrer Erläuterung beigebracht, z. B. S. 104 über die Zauberin Meridiana, und verschiedene Legenden von ähnlichen Teufelsbündnissen (Anthemius, Theophilus u. a.) herangezogen, die uns auch als Vorläufer der Faustsage interessieren.

Kr. Nyrop, Fortids Sagn og Sange 2: Den evige Jøde, med Billeder. København, Gyldendal 1907. 136 S. — In anschaulichster Weise schildert N. das Werden der zuletzt

von Dübi (oben 17, 143) behandelten Volkssage vom ewigen Juden seit ihrer ersten Erwähnung durch den armenischen Erzbischof im Jahre 1228. Er teilt die 1633 erschienene dänische Übersetzung der deutschen Flugschrift von 1602 und ein dänisches Bänkelsängerlied des 18. Jahrhunderts vollständig mit, führt die verwandten italienischen Erzählungen von Buttadeo und Malchus vor, berichtet von den 1411 und 1623 aufgetretenen Betrügnern und von dem durch den Pariser Arzt Meige beobachteten krankhaften Waudertriebe ungarischer und polnischer Juden, um sich endlich dem Ursprunge dieser ein Gegenstück zur Veronicasage liefernden Passionslegende und der verschiedenen Namen des Helden zuzuwenden. Mit aller Behutsamkeit stellt er fest, dass die über den Helden verhängte Strafe nicht dem Christusbilde der Evangelien, sondern der mittelalterlichen Gestalt des Weltenrichters entspricht, dass die Sage aus dem Orient nach Europa kam, und dass der Cartaphilus der ältesten Überlieferung offenbar kein Jude, sondern als Türhüter des Pilatus ein Römer war; sein Name ist schwerlich als *κάρτα φίλος* (wie Johannes, dem ja Joh. 21, 22f. ein Leben bis zur Wiederkunft Christi verheissen wird) oder *καταφιλῶν* (wie Judas) zu deuten, sondern eher als *κορτοφύλαξ* (*κόρτη* = praetorium?). Holzschnitte aus den verschiedenen Ausgaben der Volksbücher zieren das anmutige Büchlein, dessen Lesung dem Berichtenden einen rechten Genuss bereitet hat.

M. Olsen, Hærnavi, en gammel svensk og norsk gudinde. (Christiania videnskabselskabs forhandling 1908, 6). Christiania, Dybwad 1908. 18 S. — In dem seit 1314 nachweisbaren schwedischen Ortsnamen Hærnavi (Heiligtum der Hørn) lebt der aus der Gylfaginning bekannte Name der Göttin Freyja fort. Gleich dieser erscheint Hørn, deren Name als die Früchte 'hervorbringende' (vgl. griech. *Κρόνος*) Erde gedeutet wird, in Ortsnamen dem Freyr oder Ullr gesellt.

M. Olsen, Tryllerunerne paa et vævspjæld fra Lund i Skaane. (Christiania videnskabselskabs forhandling 1908, 7). Christiania, Dybwad 1908. 26 S. — In einer kürzlich in Lund ausgegrabenen und von E. Olsson im Fornvännen 1908, 14 veröffentlichten viereckigen Knochenplatte mit Runen des 10. Jahrhunderts erkennt O. ein bei der altnordischen Bandwirkerei (vgl. M. Lehmann-Filhés oben 9, 24) benutztes Brettchen, in das die Besitzerin einen Fluch wider den treulosen Geliebten einritzte: sikuar: ikimar: hafa: man: min: krat (Sigvors Ingemar soll haben durch Mangel Kummer), dahinter acht Zauberrunen. So ersteht vor unserer Phantasie eine runenkundige Jungfrau oder Gattin, die durch den Anblick des täglichen Arbeitsgerätes ihr Rachegefühl anstachelt, eine denkwürdige Gestalt der harten Wikingezeit.

E. Otto, Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. 3. Aufl. Leipzig, Teubner 1908. VIII, 147 S. mit 8 Taf. geb. 1,25 Mk. (Aus Natur und Geisteswelt 14). — Ein recht fasslicher Überblick über die deutsche Wirtschaftsgeschichte von der Urzeit bis zu der grossen Umwälzung durch die Maschinen und Eisenbahnen und über die Stellung des Handwerks in den einzelnen Perioden. Die Zitate aus Schmoller, Bücher u. a. sind als solche gekennzeichnet, ein Literaturverzeichnis fehlt leider. Zuletzt 35 S. über Handwerkerbräuche vergangener Tage.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 1. Mai 1908. Der Vorsitzende widmete dem verstorbenen Mitglieder Geh. Reg.-Rat Möbius, Direktor des zoologischen Museums in Berlin, einen ehrenden Nachruf. Herr Dr. Ed. Hahn machte auf einen von Pierre de Coulevain 'Sur la branche' beschriebenen Volksbrauch in einem Ort an der Grenze der Normandie, Bretagne und Maine aufmerksam, der darin besteht, dass dem

Heiligen Ortaire zu Ehren Bäume mit Kieselsteinen belegt werden. Der Heilige soll Rheuma heilen, und man legt die Steine in verschiedener Höhe auf die Bäume, je nachdem das Übel unten oder oben im Körper steckt. Nach einer Mitteilung von Frau Prof. Andree in München hebt man in Salzburg aus ähnlichen Gründen Steine auf. Herr Geheimrat Friedel erinnerte dazu an das bekannte Verpflocken von Krankheiten, Herr Prof. Bolte an ähnliche Bräuche in Sébillots 'Folklore de France', Herr Prof. Roediger an Weinholds Arbeit über Quellenzauber in dieser Zeitschrift u. a. — Der Vorsitzende teilte mit, dass das Kultusministerium wiederum zur Unterstützung der Vereinszeitschrift 600 Mk. bewilligt habe und dem für den Herbst geplanten Verbandstage deutscher Vereine für Volkskunde wohlwollend gegenüberstehe. — Herr Oberlehrer Dr. E. Samter hielt einen von schönen Lichtbildern und anderem Anschauungsmaterial reich unterstützten Vortrag über das altrömische Wohnhaus und seine Einrichtung. Da in Rom sich wohl öffentliche Bauten, aber keine Privatbauten aus alter Zeit erhalten haben, sind wir besonders auf die pompejanischen Funde angewiesen, um uns eine Vorstellung antiker Privathäuser zu bilden. Pompeji war ursprünglich keine römische Stadt; von den Oskern gegründet, ging es in den Besitz der Samniter und später der Römer über. Die gepflasterten Strassen mit Bürgersteigen und Brunnen an den Seiten gleichen den unsrigen, aber die öfters über den Fahrdamm gelegten grossen Trittsteine für Überflutungsfälle weisen darauf hin, dass die Bepannung der Fuhrwerke anders und freier war als heute. Der Grundriss eines alten römischen Hauses zeigt als Hauptraum das Atrium mit Küche. Vor ihm lag das Vestibulum; an das Atrium schloss sich das Schlafgemach und die Säulenhalle, Peristyl. Doch gab es in Pompeji auch Häuser mit in sich geschlossenen Mietwohnungen. In jüngeren Häusern kommen, wenn auch selten, vorspringende Obergeschosse vor. Der Anblick der Häuser von der Strasse aus war ganz unscheinbar, da sie wenig oder gar keine Fenster besaßen. Einen Hauptschmuck der Innenwände des Hauses bildete farbiger Stuck; man liebte architektonische Perspektiven auf die Wände zu malen, in der Kaiserzeit auch mythologische Szenen. So ist uns durch diese pompejanischen Wandbilder die verschollene hellenistische Kunst wenigstens in einer Reihe von Nachbildungen überliefert. — Herr Stadtverordneter H. Sökeland machte Mitteilung von dem in der Tagespresse besprochenen Plan eines Freilichtmuseums 'Deutsches Dorf' im Grunewald. Dieser anscheinend auf Bodenspekulation unter patriotischer Maske ausgehende Plan sei nur geeignet, die Interessen der Volkskunde zu schädigen, und es stehen ihm auch alle Kreise und Personen in Berlin fern, welche sich in wissenschaftlicher Weise mit Volkskunde beschäftigen. Von einer Rentabilität eines solchen Unternehmens, wenn es ernsthaft aufgefasst wird, könne gar keine Rede sein. Durch den im Entwurfe angedeuteten Betrieb aber würde die Ausstellung den Charakter eines Rummelplatzes oder einer Vogelwiese gewinnen. Hiergegen müsse öffentlich Verwahrung eingelegt werden, zumal auch nach diesem Plane eine allgemeine Ausplünderung ganz Deutschlands in bezug auf bäuerliche Altertümer zu befürchten sei. Diesem Protest schloss sich Herr Prof. Roediger völlig an, ebenso Herr Geheimrat Friedel namens des Vereins 'Brandenburgia'. — Endlich sprach Herr Otto Andersson, Vorstand des Vereins für schwedische Volkskunde in Finnland zu Helsingfors, über schwedische Tanzmelodien in Finnland, deren er im Auftrage der schwedischen Literaturgesellschaft 2000 gesammelt hat. Diese Tanzweisen werden von 'Spielmännern' bei Hochzeiten und anderen Festlichkeiten vorgetragen. Die Spielmänner betreiben, da sie von der Kunst nicht leben können, gewöhnlich nebenbei ein Handwerk, besonders das der Schmiede. Die beliebtesten

älteren Tanzarten sind Polka und Menuett. Mit der Geige trug der Redner alsdann eine Anzahl charakteristischer Tanzmelodien vor, wie den Geldtanz zur Aussteuer des Hochzeitspaares, die verlorene und wiedergefundene Kuh, Schwanengesang, Mann und Frau im Wechselgespräch u. a. Die Wanderungen der Melodien zu verfolgen bietet kein geringeres Interesse als z. B. das Studium der Märchen- und Sagenverbreitung, ist aber bisher ein noch wenig gepflegter Zweig der volkskundlichen Forschung gewesen.

Freitag, den 22. Mai 1908. Der Vorsitzende, Prof. Dr. Roediger, machte Mitteilung von dem Tode des Prof. Albrecht Dieterich in Heidelberg, eines früheren Mitgliedes des Vereins. Herr Oberlehrer Dr. Samter widmete dem Verstorbenen einen warmen Nachruf und wies auf seine wertvolle Mitarbeit an den Hessischen Blättern für Volkskunde und dem Archiv für Religionswissenschaft hin. Die Anwesenden ehrten sein Andenken durch Erheben von den Plätzen. Der Unterzeichnete legte unter Hinweis auf das neuerbaute Friesenmuseum auf Föhr einige nordfriesische Trachtenstücke und Geräte aus der Kgl. Sammlung für deutsche Volkskunde vor, deren Besitz und Erklärung zum Teil dem Leiter jenes Friesenmuseums zu danken ist. Die Nachbildung einer grossen, helmartigen, Huif genannten Kopfbedeckung von Sylt, wie sie bis 1820 von Frauen und Mädchen getragen wurde, weist bereits eine durch rotes Zeug hergestellte Unterscheidung der Frauentracht von derjenigen der jungen Mädchen auf, welche in der Folge auch bei umgestalteten und verkleinerten Haubenformen beibehalten wurde, bis sie schliesslich zu einer gerade den Scheitel bedeckenden Miniaturhaube zusammenschrumpft. Zwei Beispiele dieser jüngeren Entwicklung aus der Zeit um 1815 und der Gegenwart konnten in Föhrer Originalen vorgelegt werden. Zwei eigentümliche Holzgeräte, ein sogenannter Maonplock und ein 'Knäger', dienten zum Aufwickeln des gesponnenen Flachsgarnes und sind in dieser Form nur in Schleswig-Holstein bekannt. Sodann wurden litauische Handwebereien gezeigt, welche im litauischen Museum in Tilsit nach altüberlieferten Mustern von einheimischen Weberinnen angefertigt und zum Besten dieses von der litauischen literarischen Gesellschaft unterhaltenen Museums verkauft werden. Sie fanden auch hier reichen Beifall und guten Absatz — Herr Prof. Dr. Bolte legte ein neu erschienenes Werk von Lüpkes über ostfriesische Volkskunde vor, Herr Prof. Dr. Roediger eine Aufforderung zum Bezuge einer neuen Veröffentlichung von Höfler über Faschings-Gebildbrote. — Herr Dr. Ed. Hahn zeigte einige Abbildungen kleiner Schachteln von 1710 und 1713, die bekleidete Vogelleichen auf Kissen enthielten. Die Art der Auffindung deutet auf Bauopfer hin. Die Stücke befinden sich im Lübecker Museum. Herr Maurer wies auf ein ähnliches Vorkommnis hin, wo eine Schachtel mit einer Puppe eingemauert gefunden wurde. Herr Oberlehrer Dr. Ed. Kück hielt dann einen Vortrag über den Hahn im nordhannoverschen Volksbrauch. Zur Ermittlung einschlägiger Volksbräuche hat der Vortragende besonders Landlehrer zu gewinnen verstanden. Einer derselben hat eine eigenartige Methode angewendet, um Material zu erlangen, die von gutem Erfolge begleitet war. Er diktierte nämlich seinen Schülern diesbezügliche Fragen zu häuslicher Beantwortung. Das veranlasste die Kinder, sich an ihre Eltern zu wenden, und der Lehrer verfolgte dann die gefundenen Spuren durch private Nachforschungen. Der Hahn gehörte bereits in heidnischer Zeit zur Ernte. Die Bezeichnungen Stoppelhahn im Münsterlande, Saathahn in Bayern weisen neben vielen anderen auf diese Beziehung hin. Bei Bergen, Kr. Celle, hat sich ein altes Opfer in Form des sogenannten Stoppelhahnes noch erhalten. Der Hahn wurde nach der Ernte geköpft, der Kopf an stehengebliebene Halme gebunden und das

übrige verspeist. Auch in der Winsener Marsch wurde zur Erntezeit der sogenannte Binner-(Binder-)hahn verspeist. Im Ülzenschen wird mit dem sogenannten Arne-(Ernte-)hahn allerlei Kurzweil getrieben, die oft in Tierquälerei ausartet. An Stelle des lebenden Hahnes wird vielfach, so bei Ülzen, eine Nachbildung, z. B. aus Pappe (Papphahn), in Verbindung mit dem Erntekranz benutzt. Eine Münze aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts im Werte von 4 Schillingen wurde in Mecklenburg ebenfalls Papphahn genannt. Der Redner hielt dafür, dass diese Bezeichnung aus dem Vergleiche der heraldischen Vogelfigur auf der Münze mit dem Papphahn des Erntekranzes im Volksmunde entstanden und von Hannover nach Mecklenburg übertragen worden sei. Zur Herstellung eines Papphahns schnitt man meist die Abbildung eines solchen aus der Kinderfibel aus, liess das Schattenbild derselben auf eine helle Pappe fallen und beklebte und bemalte die so erhaltene Vergrösserung. Da der Hahn dem Donar heilig war, galt das Hahnopfer diesem. Vielleicht geht der Hahnentanz in der Baar auf diesen alten Kultus zurück. Hahn und Bock gehören zu den Korndämonen; daher sagt der Schnitter, der von Unwohlsein befallen wird, er sei vom Bock gestossen. Vielfach spielt der Hahn bei Hochzeiten eine Rolle, sei es als Symbol der Fruchtbarkeit, sei es als Schutz gegen Zauber; man pflegt ihn jungen Eheleuten unter das Bett zu stecken. Zur Pflingstzeit wurde im Kreise Ülzen eine Tanne, mit bunten Eiern geschmückt und mit einem Papphahn an der Spitze, von Gaben heischenden Kindern umhergetragen, der sogenannte Pflingstkranz. Bei Lüneburg findet sich bis 1850 als entsprechender Pflingstbrauch ein Kreuz mit Hahn darauf. Das in der Nähe liegende hannoversche Wendland, ein Überrest der sogenannten Elbslawen, kennt auch den Kreuzbaum mit Hahn darauf; auch ist der Hahn dort als Giebelverzierung (Hahnkensäuer, Wendenknüppel) sehr üblich. Es ist möglich, ihn als den Vogel des Swantewit aufzufassen, aber näher liegt die Deutung als christliches Symbol der Wachsamkeit. Südlich von dem besprochenen Gebiet, im Braunschweigischen, findet sich auffallenderweise keine Beziehung des Hahnes zur Ernte. Hier wird die Ernte auch Vergôdendêl genannt. In Mecklenburg ruft ein alter Volksreim den Wodan nach der Ernte zum Abholen des stehengebliebenen Kornrestes als Futter für seine Rosse. Man kann also im Hinblick auf die Beziehungen des Hahnes zum Donar beide Gottheiten als Erntebeschützer gelten lassen. — Herr Geheimer Baurat Mühlke wies darauf hin, dass ein in Bauernhäusern der Winsener Marsch öfter vorkommender holzgeschnittener Vogel von Brinckmann zwar als Pelikan angesprochen werde, aber vielleicht einen Hahn darstellen solle, zumal die Füße dem Hahnenfuss ähneln. Diese Vögel finden sich im Pesel über dem Kinderbett aufgehängt. — Herr Prof. Dr. Roediger hielt die Beziehung des Hahnes zum Donnergott für sehr zweifelhaft, da der oft als Beweis dafür angeführte rote Hahn der Völuspa vielmehr ins Land der Riesen, der Feinde des Donnergottes, gehöre, und erklärte den Hahn in den Volksgebräuchen lediglich für ein Symbol der Fruchtbarkeit und den Hahn auf den Dächern für ein christliches Wahrzeichen mit Bezug auf Wachsamkeit gegen den Teufel. Zum Schluss weist er noch auf den am 3. Oktober d. J. hier abzuhaltenden Verbandstag deutscher Vereine für Volkskunde aus Deutschland, Österreich und der Schweiz hin, dessen Programm den Mitgliedern seinerzeit zugehen wird.

Steglitz.

Karl Brunner.

Die nächsten Hefte werden u. a. bringen: J. Bolte, Das Märchen von den Tieren auf der Wandschaft; Die Erzählung von der erweckten Scheintoten; Bilderbogen des 16. bis 17. Jahrhunderts (Forts.); H. Carstens, Volksglauben aus Schleswig-Holstein; B. Chalatzianz, Die iranische Sage bei den Armeniern (Forts.); A. Dörler, Lieder und Sprüche aus Vorarlberg; E. Friedel, Über Kerbstöcke; L. Gerbing, Thüringer Volkstrachten; O. Heilig, Das Brückenspiel; J. Hertel, Der kluge Vezier, ein kaschmirischer Volksroman (Forts.); Zur Fabel von den Hasen und den Fröschen; H. Heuft, Westfälische Hausinschriften; M. Höfler, Aus dem Cleveschen; B. Kahle, Volkskundliche Nachträge; M. Lehmann-Filhès, Ein isländisches Pfarrhaus älterer Zeit; O. Pappusch, Inschriften an Bildstöcken in Westfalen; E. Rona-Sklarek, Ungarische Märchen; P. Sartori, Das Wasser im Totengebrauche; O. Schell, Die Entwicklung des bergischen Hauses; E. Schnippel, Volkskundliches aus dem Danziger Werder; A. E. Schönbach, Die Anfertigung der Osterkerzen; A. L. Stiefel, Sprichwörter-Anekdoten aus Franken; D. Stratil, Lieder aus dem Böhmerwald; Th. Zachariae, Das Dach über einem Sterbenden abdecken; R. Zoder, Die Melodien zum Volksliede von der Nonne; zusammenhängende Berichte über deutsche und slawische Volkskunde.

Neue Erscheinungen.

- Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1907, 3–4 (Juli-Dez.). Nürnberg 1907.
- Das deutsche Volkslied, Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege, unter der Leitung von Dr. J. Pommer, H. Fraungruber und K. Kronfuss hsg. von dem Deutschen Volksgesang-Vereine in Wien, 10, 5. Wien, A. Hölder 1908.
- Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen, hsg. von E. Langer 7, 2–4. Braunau, Selbstverlag 1907.
- Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, red. von A. Schullerus, 31, 4–6 (April-Juni 1908). Hermannstadt, W. Krafft.
- Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (Red. L. Bouchal) 38, 1. Wien, A. Hölder 1908.
- Mitteilungen und Umfragen zur Bayerischen Volkskunde, red. von O. Brenner, n. F. 13. Augsburg, Bruckmann 1908.
- Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde, hsg. von M. Grunwald 26 = 10, 2. Leipzig, M. W. Kaufmann 1908.
- Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde, hsg. von E. Mogk und H. Stumme, 4, 9. Dresden, Hansa 1908. — 10. Jahresbericht. ebd. 1908.
- Nachrichten von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, philol.-histor. Klasse 1908, 1. Berlin, Weidmann 1908. — Geschäftliche Mitteilungen 1907, 2. ebd. 1907.
- Schweizerisches Archiv für Volkskunde, hsg. von E. Hoffmann-Krayer und M. Reymond, 12, 2. Basel 1908.
- Unser Egerland, Blätter für Egerländer Volkskunde, hsg. von A. John 12, 2. Eger, Selbstverlag 1908.
- Volkskunst und Volkskunde, Monatsschrift des Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München, Schriftleitung F. Zell, 6, 3–5. München, Süddeutsche Verlagsanstalt 1908.
- Zeitschrift für Ethnologie, Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 40, 3. Berlin, Behrend & Co. 1908.
- Zeitschrift für deutsche Mundarten, hsg. von O. Heilig und Ph. Lenz 1908, 2. Berlin, Allgem. deutscher Sprachverein.
- Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, hsg. von K. Prümer, P. Sartori, O. Schell und K. Wehrhan, 5, 2. Elberfeld, Martini & Grüttefien 1908.
- Analecta Bollandiana, ed. C. de Smedt, F. van Ortoy, H. Delehay, A. Poncelet et P. Peeters 27, 2. Bruxelles, Société des Bollandistes 1908.
- Český lid, sborník věnovaný studiu lidu českého, red. Č. Zíbrt, 17, 7–10. Prag, F. Šimáček 1908.
- Danske Studier, udgivne af M. Kristensen og A. Olrik 1908, 2. København, Schubothe.
- Ethnographia, a magyar néprajzi társaság értesítője, szerk. B. Munkácsi és G. Sebestyén, 19, 2–4. Budapest 1908. — Anzeiger der ethnographischen Abteilung des Ungarischen Nationalmuseums, red. von V. Semayer 4, 3–4. Budapest und Leipzig, Hiersemann 1908.

- Fataburen, kulturhistorisk tidskrift utg. af B. Salin 1907, 1—4. Stockholm, Liljegren.
- Journal of American Folk-lore, ed. F. Boas & A. F. Chamberlain, Nr. 80 (= 21, 1. Jan.-März 1908). Boston & New York, Houghton, Mifflin & Co.
- Kwartalnik etnograficzny 'Lud', organ towarzystwa ludoznawczego, red. W. Bruchnalski 13, 4. Lwow 1907. — red. S. Matusiak 14, 1—2. Lwow 1908.
- Národopisný Věstník českoslovanský, vydává společnost národopisného musea českoslovanského, red. A. Kraus, J. Polívka, V. Tille, 3. Jahrg., 4. Prag 1908.
- Revista Lusitana, arquivo de estudos philologicos e ethnologicos relativos a Portugal dir. por J. Leite de Vasconcellos, 10, 3—4. Lisboa 1908.
- Revue des études ethnographiques et sociologiques, dir. A. van Gennep 1, 4—5. Paris, P. Geuthner 1908.
- Revue des traditions populaires, recueil mensuel de mythologie, littérature orale, ethnographie traditionnelle et art populaire [Red. Paul Sébillot] 23, 4—5 (April-Mai). Paris, E. Lechevalier, E. Leroux et E. Guilmoto 1908.
- Romania, recueil trimestriel consacré à l'étude des langues et des littératures romanes, publié par P. Meyer No. 146 (= 37, 2). Paris, H. Champion 1908.
- La Tradition, revue internationale du folklore et des sciences qui s'y rattachent et revue historique des provinces, dir. H. Carnoy et J. Froidure d'Aubigné, 21, juillet-déc. Paris, G. Ficker 1907.
- Verslagen en mededeelingen der koninklijke Vlaamsche Akademie voor taal- en letterkunde 1908, März-Mai. Gent, Siffer.
- Volkskunde, Tijdschrift voor nederlandsche Folklore, onder Redactie van A. de Cock, 19, 5—6. Gent, Hoste 1907—1908.
- Wallonia, archives wallones historiques, littéraires et artistiques (dir. O. Colson) 16, 2 bis 5. Liège 1908.

Jahresbeitrag der Mitglieder.

Wir bitten die Bemerkung unten auf der zweiten Seite des Umschlags zu beachten.

Verlag von Behrend & Co. in Berlin.

Die altgermanische Tierornamentik.

Typologische Studie über germanische Metallgegenstände aus dem
IV. bis IX. Jahrhundert

von

Dr. Bernhard Salin.

Aus dem schwedischen Manuskript übersetzt
von **J. Mestorf.**

Ein Band 4°, etwa 400 Seiten, mit über 1000 Textabbildungen.

Preis 30 Mark.

Ein ausführlicher Prospekt steht auf Verlangen kostenfrei zur
Verfügung.

Interessant für Alle! Heidentum im Christentum. Von Dr. Stubenvoll.
191 Seiten. 8. Heidelberg 1891. Statt M. 2,90 nur M. 1,—. Kulturgeschichtliche
Arbeit zur Volkskunde in einem Calendarium.
Ernst Carlebach, Antiquariat, Heidelberg.

Diesem Hefte liegt ein Prospekt von **Th. Grieben's Verlag (L. Fernau), Leipzig**, betr.
„Ploss und Bartels, das Weib in der Natur und Völkerkunde“ bei.
